Polem.
1218^{5}

P.B Polem. 1218 s
Flamid
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Ex donat. Molliana.

Hamids Meynungen über die Marokkanischen Briefe.

An seinen Freund Sidi.

Leipzig,
aus der Hollischen Buchdrukkerey.
1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es fiel mir ganz von ohngefähr ein Buch in die Hände, mit der Aufschrift: Marokkanische Briefe. Ein Freund sagte mir, daß es verboten sey, dennoch fand ich es nachher an mehreren Orten. Ich muß gestehen, daß in vorigen Zeiten öfters Bücher verboten worden, welche Wahrheiten enthielten, die man der Welt mehr hätte anpreisen, als verbieten sollen. Ich werde es nie billigen, daß man den Gesetzen ungehorsam sey; da aber der Mensch von Natur einen stärkern Hang nach verbotenen, als nach erlaubten Sachen hat: so wurden dem Verbote ohngeachtet, verbotene Bücher vor allen andern eifrigst gesuchet, theuer erkauft, und fleißig gelesen.

Dieses ist vielleicht der einzige Ungehorsam, welcher der menschlichen Gesellschaft nützlich war, und der, wo nicht das mehreste, doch sehr vieles zur Aufklärung mit beygetragen hat.

Jtzt darf sich Niemand mehr beschweren, daß ihm der Weg zur Wahrheit versperret sey; vielmehr sind durch die Preßfreyheit alle mögliche Wege dazu eröfnet worden; solche aber solte von Niemanden gemisbrauchet werden. Der tugendhafte, ruhige Bürger wird sich dieser erhaltenen Freyheit nicht anders als mit Bescheidenheit bedienen; unruhige Köpfe aber, die solche misbrauchen, verdienten billig bestrafet zu werden.

Die Preßfreyheit besteht in nichts andern, als dadurch Aberglauben, Vorurtheile, eingeschlichene Misbräuche, und alle Laster, wo man sie antrift, zu bestreiten, der Welt aber,

die

die bis jetzt unbekannten Wahrheiten vor Augen zu stellen.

Sobald Schriften erscheinen, die gegen alle Religionen, und gegen den Staat gerichtet sind, und an beiden ein überspannter, gaukelnder Witz sich vergreift: so ist die Polizey verpflichtet, darüber zu wachen, und dem Unheil ernsthaft zu steuren. Dergleichen Bücher werden zwar verboten, befinden sich aber dennoch in vieler Händen. Zu denselben gehören auch die Marokkanischen Briefe, welche wenig Wahrheiten enthalten; doch fängt sich der siebente Brief mit dieser Wahrheit an: **Das Herz ist leichter zu verführen, als der Kopf.**

Das Herz dieses Schriftstellers, welcher wenig Kopf hat, ist bereits verführet; da aber durch diese Briefe noch mehrere verführet werden könnten: so hielt ich es für rathsam, ge-

genwärtige Meynungen des Hamids, die mir eben so, wie diese Briefe, von ohngefähr zu Gesichte kamen, der Welt als ein bewährtes Gegengift mitzutheilen.

Diese Meynungen verdienen um so mehr gelesen zu werden, da Hamid, ohne weder unser Jus publicum noch Dogmatik gehöret zu haben, dennoch Religion, Ehrfurcht gegen die Obrigkeit, und Menschenliebe besizzet, und solche überall an den Tag leget.

Der Herausgeber.

Bester Sidi!

Du weißt es gewiß, daß, noch ehe du das Gute vom Bösen recht zu unterscheiden wußtest; noch ehe ich dir meine auf Philosophie gegründete Begriffe völlig beygebracht habe, ich schon viele Reisen durch alle europäische Länder gethan hatte. Wie oft, wie vielmal habe ich dir nicht angerathen, diese Länder ebenfalls zu durchreisen, um dich von der Wahrheit der Nachrichten selbst zu überzeugen, die ich dir von denselben gab. Denke nun, wie groß mein Vergnügen seyn müsse, da ich erfahre, daß du nun schon ganz Europa durchreiset hast. Ganz gewiß hast du, nach meiner Anleitung deiner Wißbegierde ein Genüge geleistet! Und doch, liebster Sidi, würde es mir nicht angenehm seyn, wenn du deine ehemalige gute Denkungsart geändert hättest, und der jetzt in diesen Ländern herrschenden Gottesverläugnung, oder wenigstens der natürlichen Religion zugethan wärest.

Ich würde auf mich selbst böse seyn, wenn ich durch mein Anrathen zu diesen Reisen, solches veranlasset hätte. Doch ich zweifle und glaube nicht, daß es Gottesverleugner gebe, welche, wenn

sie die Ordnung aller Dinge betrachten, sich dennoch einbilden sollten, alles dieses sey von sich selbst entstanden, und habe keinem Schöpfer und Urheber sein Daseyn zu verdanken. Würdest du es glauben, wenn ich dir ein künstliches Uhrwerk vorzeigte, und dich überreden wollte, daß dieses Uhrwerk von sich selbst entstanden sey? Würdest du nicht denken, daß, wenn ich ernstlich darauf beharrte, ich verrückt und unsinnig seyn müßte? Eben dieses urtheile ich von allen Gottesleugnern.

Jene hingegen, welche alle geoffenbarte Religionen leugnen, welche glauben, daß mit dem Tode ihres Leibes auch ihre Seele, ihre Vernunft und Denkungskraft auf ewig zerstöret, und so ganz vernichtet werde, daß ihre Leibes- unh Seelenkräfte nie wieder vereiniget werden können; daß sie einst für ihre gute und böse Handlungen nicht werden Rechenschaft geben müssen; die folglich gar keine Bestrafung des Bösen, und keine Belohnung des Guten hoffen; diese Art Leute, liebster Sidi, sind der ganzen menschlichen Gesellschaft am gefährlichsten, ob sie gleich einen Schöpfer zu erkennen und zu verehren vorgeben. Sie sind, sage ich, der ganzen menschlichen Gesellschaft gefährlich, weil sie es für Pflicht halten, auf dieser Welt, da sie kein künftiges Leben zulassen, nur für ihr Wohl, nicht für das Wohl ihrer Nebenmenschen bekümmert zu seyn. Warum sollten sie ihrem Ehrgeiz, ihrem Vergnügen, ihrer Bequemlichkeit, ihren

ren Wohllüsten, nicht das Wohl ihrer Nebenmenschen aufopfern? Warum sollten sie auf dieser Welt, auch auf die ungerechteste Weise, sich nicht zu bereichern, und ihrer Nebenmenschen Vermögen an sich zu reißen bedacht seyn, da sie weder Verantwortung, noch Bestrafung zu befürchten haben? Nur allein die bürgerlichen Gesetze, und die in solchen gedroheten Strafen verhindern sie daran. Sie bekennen sich zur natürlichen Religion, und rechnen alle Bekenner der geoffenbarten Religionen zu den vernunftlosen Thieren, da doch sie selbst behaupten, im Tode mit den Thieren einerley Schicksal zu haben.

Es giebt noch eine andere Art, welche man Deisten nennet. Diese erkennen zwar einen Gott, binden sich aber an keine Religion. Mit welchem Recht der mehreste Theil der Christen den Glauben Mahomeds für einen bloßen Glauben, daß ein Gott sey, erkenne, und folglich alle Mahomedaner für Deisten erkläre, bgereife ich nicht. Gesetzt auch, daß die dem Mahomed angedichtete Offenbarungen nicht gegründet wären; sondern derselbe, wie es viele Christen behaupten, seinen Glauben aus den jüdischen und christlichen Gesetzbüchern zusammen gestoppelt, daraus den Koran verfertiget, und seinen Anhängern fälschlich vorgeschwatzet hätte, daß ihm dieses alles von dem Engel Gabriel eingegeben worden, und ihm, es der Welt zu verkündigen, anbefohlen sey: so hat er doch die Liebe Gottes und des Nächsten, die Belohnung des Guten, und

die Bestrafung des Bösen jenseits des Grabes, wie die Juden und Christen, nur mit veränderten Umständen, gleichfalls vorgetragen. Hat Mahomed würklich seine Anhänger hintergangen; so sind doch durch ihn viele Heyden zur Erkenntniß des wahren Gottes gelanget; man kann ihn also nie mit Recht der Deisterey beschuldigen.

In meinen Augen sind Deisten und Naturalisten gar nicht von einander unterschieden. Beyde leugnen die geoffenbarten Religionen; beyde sind allezeit der menschlichen Gesellschaft gefährlich. Daß aber die Christen alle Mahomedaner für Deisten halten; dazu sind sie durch das Betragen der Vornehmsten unter ihnen verleitet worden.

Dir, liebster Sidi! habe ich in deiner ersten Jugend die Erkenntniß des allerhöchsten Wesens, die allerdemüthigste Verehrung desselben, und die nothwendige Unterwerfung unter seinen allergnädigsten Willen, mit aller Mühe beygebracht; ich erwies dir hinlänglich die Liebe des Nächsten, woraus alle das Gute, das wir, außer der Liebe und Verehrung Gottes auf dieser Welt thun können, entspringet.

Die Sittenlehre der Christen, wie solche in ihrem Gesetzbuche enthalten ist, nach der aber wenige von ihnen leben, habe ich dir stets gerühmt, weil solche die einzige in ihrer Art ist, wodurch jene goldene Zeit der Unschuld wiederkehren würde, wenn jeder dieser reinen Sittenlehre nachlebte: sie ist die

ein=

einzige, welche uns gebeut, auch unsere Feinde zu lieben, und Beleidigungen durch Gutthaten zu erwiedern. Sie befiehlt nicht nur, Gott und alle Menschen auf der ganzen Erde zu lieben; sondern auch jeder Obrigkeit, wenn sie auch nicht gerecht seyn sollte, unterthänig und gehorsam zu seyn. Wären alle Christen dieser Lehre getreu, so würde nur unter ihnen zu leben Vergnügen und Freude seyn.

Verzeihe mir, Sidi, diese dir vielleicht schon lästige Ausschweifung. Ich will dir nun die Ursachen davon nicht länger verschweigen.

Du weist, daß ich unter andern einem Gelehrten nützlichen europäischen Sprachen, besonders die teutsche liebe, und in dieser Sprache alle Arten Bücher lese. Unter den neuen Werken, die ich aus Teutschland erhielt, befand sich auch eins: Marokkanische Briefe, aus dem Arabischen übersetzt. Ich wählte es am ersten zum Durchlesen. Beym Anfange des ersten Briefes: „Dank dir, „lieber Hamid“ staunte ich, konnte vor Verwunderung nicht weiter lesen; sondern sahe geschwind nach der Unterschrift, und fand zu meiner noch größeren Verwunderung deinen Namen unterzeichnet: Sidi.

Mit großer Befremdung durchlas ich diese Briefe, in welchen allen ich eine dir ganz unähnliche Denkungsart fand. Die ersten Bewegungen meines Herzens waren Bekümmerniß für dich, du möchtest vielleicht von der Bahn der Tugend abgewichen,

wichen, und deine gute Denkungsart mit einer schlechteren verwechselt haben. Allein, je mehr und je öfters ich solche las, je mehr wurde ich überzeugt, daß du, liebster Sidi! keinen Antheil an allen diesen Briefen hättest. Ich erinnerte mich, mehrere Briefe in den Europäischen Ländern gesehn zu haben, als Jüdische, Persische ꝛc. die viel Gutes in sich enthielten, und die ich mit Vergnügen gelesen habe. Dem Anscheine nach ist der Verfasser, der unsern Namen so schändlich mishandelt hat, ein Wiener, welcher sie unter diesem Titel herausgegeben, um wegen des strafbaren Inhaltes sich unkennbar zu machen. Dieses sind die Ursachen, warum ich diese Einleitung voraus schicke, um dich alles dessen wieder zu erinnern, was ich dich in deiner Jugend gelehret habe, und dich zu Lesung dieser hier folgenden verabscheuungswürdigen Schrift, gehörig vorzubereiten. Auch habe ich rathsam gefunden, meine Meynungen, welche sich auf meine Kenntnisse von Europa gründen, mit beyzufügen. Lebe wohl, und bleibe stets getreu den guten Lehren deines getreuen Hamids.

Hamids Meynung über den ersten marokkanischen Brief.

Sind die Nachrichten von Italien, welches ich nie gesehen habe, auch so übertrieben, als die von Teutschland, so würden meine Wünsche dadurch schlecht erfüllet werden, und wenig Wonne für mich haben. Wenn man blos auf Reisen geht, um seiner Wißbegierde eine gute Bahn zu eröffnen, und seinen Geist mit guten Kenntnissen zu schmükken, so ist es lobenswerth, und gewiß nöthig, seinen Verstand von Vorurtheil frey zu haben, damit man alles mit unverdorbenen Augen betrachte; man muß aber auch seinen Augen und Verstande nicht zu große Scharfsichtigkeit zutrauen, sondern sehr behutsam zu Werke gehen.

Große Sachen scheinen uns öfters in der Entfernung übernatürlich klein, und kleine Sachen in der Nähe übermäßig groß. Daher man öfters Brillen der Vernunft höchst nöthig hat; das heißt, man muß mit gelehrten Leuten und ihren Schriften sich bekannt machen, welche von allen Sachen ohne Vorurtheil sprechen und schreiben; und welche uns durch ungezweifelte Vernunftschlüsse, die Wahrheit

heit einer Sache hinlänglich darthun, oder deren historischen Wahrheiten wir, wegen ihrer der Welt bekannten Aufrichtigkeit, sichern Glauben beymessen können.

Personen, die uns zur Kenntniß einer Sache Dienste leisten sollen, können nicht anders als unsere Brillen betrachtet werden: wählet man aber, statt der vorher beschriebenen Gelehrten, ein paar Schelme dazu, die wegen ihrer Laster, aus Furcht vor der Strafe, ihr Vaterland verlassen, und sich zu ihrer Sicherheit in fremde Länder flüchten müssen; so kann man gewiß versichert seyn, daß man von solchen ungeschliffenen Brillen, nichts anders als verkehrte Begriffe empfangen, und unsere zu hoffende Kenntnisse von ihnen gänzlich werden verfälschet werden.

O Sidi! in was für eine Gesellschaft hat uns nicht dieser unbekannte Wiener hinein gedacht. Was für eine Schande bürdet dieser unbedachtsame Briefsteller sich nicht auf, da er sich selbst ganz freymüthig für den Gesellschafter zweyer Vagabonden erkläret; da ihm doch bekannt ist, daß ein jeder teutscher Biedermann sich zur Regel setzet, daß man einen jeden aus seinem Umgange, wer er sey, erkennen müsse.

Er erhebt hierauf Wien und sein Vaterland sehr vernünftig über alles, wo Wissenschaften und Weisheit nicht so theuer, als in den Staaten der Mahomedaner zu erkaufen sey; und beschmitzt die-

ses

ses Lob in einem Augenblick darauf, indem er alle seine Landsleute, weil sie alles, was sie nur Gutes und Böses von ihrem Vaterlande wissen, fürs Geld verrathen, für Spione und Verräther des Vaterlandes erkläret; und diese Verrätherey für baares Geld ein christliches Mittel nennet, uns aber zugleich eröfnet, daß die noch übrigen ehrlichen Teutschen, in den Dachstuben Wiens, wohin man sie gleichsam verbannet habe, zu finden wären; diese nennet er Weltweise, weil sie ihr Vaterland auch ohne Geld verrathen. Aber, mein Sidi, glaube nicht, daß die Cabinetter der Europäischen Höfe, so leicht und für einige Stückchen Goldes zu erforschen sind, und in Kriegszeiten ihre Lager so geschwind ausgekundschaftet werden können; zu den übrigen benannten Oertern kannst du ohne jemandes Hülfe gar leicht gelangen.

Weiter hin giebt unser Witzling Anlaß zu glauben, daß er nie weit von Wien gekommen, und wenig mit eigenen Augen gesehen habe, da er vorgiebt, daß er aus Schriften alles Vergangene und Gegenwärtige, alles was auf dem lieben Gottes Erdboden jemals geschehen ist, und noch jetzt geschiehet, erfahren und wissen kann. So siehet er durch diese Papiere den Großherrn in seinem Harem, hört ihn in seinem Divan schnarchen — dieses nennet er eine beneidenswerthe Bequemlichkeit, und freuet sich recht kindisch darüber, daß er, ohne über seine Thürschwelle zu schreiten, die Merkwürdigkeiten des

des ganzen Weltalls, auf einem Blatte überschauen kann. Damit man aber noch gewisser überzeuget werde, daß er wenig aus seiner Vaterstadt gekommen sey, so gestehet er, daß er alle diese Vortheile mit dem Eifer, dessen sie würdig sind, benutze.

Weil aber das eine Blatt, auf welchem er das ganze Weltall überschauen zu können, uns erst den Augenblick versicherte, für ihn zu wenig ist; so hat er sich von Landcharten und Büchern ein papiernes Fuhrwerk gemacht, und sich ein paar wakkere Männer zu Freunden und lebendigen Commentarien gewählt. Mit diesem Fuhrwerk durchwandert er ganz Teutschland, und versichert uns, daß er Hoffnung habe, in kurzer Zeit Regierungsform, Religion, Gesetze u. s. w. genau kennen zu lernen. Ein Luftschiff hätte es auch gethan, es wäre aber für unsern Lehrling zu gefährlich gewesen; denn von seinem papiernen Fuhrwerke kann er nicht tiefer, als von einer Schülerbank herabfallen.

Zuletzt macht er uns Hoffnung, eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Wien, und von den Vorzügen und Schwachheiten der Wiener, zwar nicht itzt, doch auf ein andermal zu geben, und die gelehrte Welt damit zu beschenken. Zum Schluß beschreibt er den Empfang der Marokkanischen Gesandschaft und den Zulauf des Volks, und wie man zu Wien dieser Gesandschaft viele Ehre erwiesen, indem man solche in allerley künstlicher

Arbeit

Arbeit abgebildet, so daß ihr Andenken durch Uhren, Dosen, und Fächer verewiget worden. Das Andenken einer Gesandschaft durch Uhren, Dosen, und Fächer verewigen zu wollen, scheint mir eben so spashaft, als der Freundschaftskuß, welchen er seinem idealischen Hamid giebt.

Ueber den zweyten Brief.

Unser Held, der im ersten Briefe auf seinem päpiernen Fuhrwerke ganz Teutschland zu durchwandern sich einbildet, versichert uns, in kurzer Zeit alles von Teutschland zu lernen, was man nur von einem Staate wissen kann. Nun zeiget er uns schon in seinem zweyten Schreiben seine Fortschritte, und stellet das gute Teutschland als ein unerschaffnes Chaos vor unsern Augen dar, staunet es nach Gewohnheit des Wiener Pöbels mit großen Augen an, und kann sich nicht genugsam verwundern, daß dieser Klumpen wegen seiner Verwirrung, sich noch im Gleichgewicht erhalten kann, und benennt uns alle Beherrscher mit türkischen Ehrentiteln.

Als ich in Teutschland war, habe ich weder Sultan noch Mufti, weder Emir, Derwisch, Aga noch Bascha darinnen erblickt. Ich würde glauben, daß der Koran die Bibel daselbst verdränget

hätte, wenn ich sonst keine andere Nachricht daher erhielte. Er hat aber den Großvezier vergessen. Es wäre Schade, wenn der teutsche Großherr bey Verleihung dieser Ehrenstelle, auf diesen Witzling nicht Rücksicht nähme. Dieser gute Mensch sollte erröthen, sich von seinem Vaterlande einen so seichten Begriff zu machen. Er hätte auf seinem papiernen Fuhrwerke die teutsche Reichsverfassung erlernen sollen; so würde seine Verwunderung sehr vermindert worden seyn.

Die Angabe zweyer vollständigen Werke, wovon er sich einbildet, daß man in solchen die Einnahme und Ausgabe der ausgedehntesten Provinzen so pünktlich als in einem einzelnen Hause erkennen könne, zeuget von der hirnlosen Einbildungskraft dieses Schwätzers. Glaube mir, lieber Sidi! in allen europäischen Staaten ereignen sich alle natürliche und übernatürliche Veränderungen, als Wasserschäden, Feuersbrünste, Miswachs, Viehseuche, Kriege, und mehrere dergleichen Fälle, wodurch die Einnahmen und Ausgaben eines Staats jährlich sehr verändert werden; daher hierinne nichts sicheres zu bestimmen ist.

Nun folget ein Mischmasch von den Regierungsformen, welche bald Teutschland, bald ganz Europa betreffen. Von dem in Teutschland längst vergessenen Faustrecht, verfällt er auf den eben so alten Landfrieden, und verkennet diese besondere Grundsäule der Erhaltung des teutschen Reichs.

Er meynt, das Faustrecht noch bey den europäischen Fürsten zu finden. Hierauf läßt seine verwirrte Einbildungskraft alle europäische Fürsten sich mit einander raufen, dem Sieger ein Danklied singen, und vergleicht sie mit den Rebellen Timur und Pugatschef, und schwätzt sich in den Schwarm seiner bemerkten Ministerlinge hinein, ohne es gewahr zu werden. Auf eine solche Art fällt er mit vieler Ereiferung über die Sparsamkeit der Monarchen her, welche alles Geld in ihre Schatulle zu bringen trachten, um sich Soldaten anzuschaffen, und neue Canäle ersinnen, um unversiegbare Quellen, und ganze Ströme Goldes in ihre Schatzkammern zu leiten; dann verwundert er sich ganz erstaunend, daß diese Monarchen nicht eben so, wie er, sich in allen Wollüsten herum wälzen, und sogar die Maitressen entbehren können. Wie schwer und hart würde es ihm nicht fallen, wenn er sein Freudenmädchen entbehren sollte.

Die besten Ministers nennet er Finanz-Systemmemacher, und läßt alle Staatsmänner calculiren und speculiren, wie sie mit guter Art das Geld aus den Taschen der Particuliers in die Tasche des Monarchen bringen können. Diese, spricht er, sind die würklichen Ministers Europens. Dann findet er einen Schwarm theoretischer Ministerlinge, diese herrschen nun über Regenten, Staatsmänner und Helden, und catechisiren solche, nach ihrem Gefallen, schmelzen Regierungen um, und erobern

Reiche; er wird von seinen Freunden versichert, daß ihre Herrschsucht ansteckend geworden, ohne in seiner Phantasie gewahr zu werden, daß er selbst schon im höchsten Grade angestecket sey.

Nun ereifert er sich über die Lieblingswörter dieser Ministerlinge, welche nichts als Population, Industrie, Prachtgesetze, Commerz, Luxus und so fort im Munde führen. Ueber dieses alles redet er mit einer wahrhaftig physicalischen Einfalt; giebt ein Gleichniß von einem Garten, und behauptet, daß er nur eine gewisse Anzahl Pflanzen in ihrer natürlichen Güte erhalten könne, und weis nicht, daß die Gärten um Wien, durch den Fleis und die Wissenschaft ihrer Gärtner, jährlich dreymal mehr Jahrhunderte hindurch, als an andern Orten, sind benutzet worden, ohne daß alle Wirthschaftsverständige nöthig gehabt, ihren Dünger dahin zu bringen.

Sodann fürchtet er die Verdoppelung der Menschen durch die Bevölkerung, und siehet im prophetischen Geiste voraus, daß entweder die Hälfte Bettler werden, oder wohl gar eine Hälfte die andere auffressen müßte; jedoch setzt er den Fall, daß wenn auch die Menschen verdoppelt oder verdreyfachet würden, solches nur dem Landesfürsten Gewinn bringen könnte, welcher sodann mit mehrerem Glanz und Nachdruck seine Nachbarn auf die Finger klopfen würde. Ein etwas glücklicher Gedanke erinnert ihn an den siebenjährigen Krieg, und läßt ihm bemerken, daß ein guter Gebrauch der

Menschen, und nicht die Volksmenge, einen Monarchen wahrhaftig mächtig mache. Nun trägt er Mitleiden mit dem Künstler und Handwerksmanne, und fürchtet, daß ihnen ein übertriebener Fleis nachtheilig seyn möchte, und scheint es zu bedauren, daß für solche so viel Ruhetage aus dem Kalender ausgestrichen worden sind. Besiehet dann die Sache beym Lichte, und macht sich von einem Schuster und Strumpfwürker ein paar erbärmliche Beyspiele und Vorstellungen. Durch dieses alles zeigt er der ganzen Welt seine Fähigkeit in den Cameralwissenschaften.

Als ein Liebhaber des Luxus, erzürnt er sich über die Strafpredigten wider den Luxus, und nachdem er von Coeffeur bis zum Juwelierer die Hälfte aller Künste als Werkzeuge von dem Luxus betrachtet: so fällt es ihm in seiner Phantasie bey, daß die seit zweytausend Jahren wiederholte Frage: Was ist Luxus? noch nicht beantwortet sey, und giebt eine Definition, welche diese Sache entscheiden soll. Er nennet daher alles Luxus, was die unvermeidlichen Bedürfnisse des Menschen überschreitet. Er findet diesen Zirkel sehr enge. Der nordliche Europäer muß zum Beyspiele dienen, dem er mit dem Bären, einerley Bedürfnisse zugestehet; er suchet den Ursprung des Luxus, und weis nicht, daß Adam und Eva mit ihren Feigenblättern bereits nach seinen eignen Grundsätzen Stutzer gewesen. Hemden und Beinkleider sind die ersten Keime des Luxus: weil sie kein Esel braucht, oder

vonnöthen hat. Auf einmal ertheilt er der ganzen Welt die Mittel, wie durch seine Nachsicht wir nun in reinen Sitten vom Verderben des Luxus uns enthalten können, wenn wir eben so, wie der Bauer in Siebenbürgen und in der Bukowina, oder auf den Fuß der Zigeuner in den Carpatischen Gebürgen leben und ihrem Beyspiele folgen wollen. Aber weiter gestattet er uns auch keinen Schritt mehr vorzurücken.

Da aber dieser angesteckte herrschsüchtige Ministerling zweifelt, daß man seinen schönen Rathschlägen nachleben werde, so beschließt er einige Papier=Ministerlinge, welche von dieser Materie schreiben, zu besuchen. Nun eilet er zu einem Bevölkerer und zu einem Apostel der Industrie.

Bey dem ersten bemerkt er die Früchte seiner Lehre, und da er hier ein Beyspiel erblickt, woran er sich spiegeln sollte, so war der Gang nicht ohne allen Nutzen, wie unser Witzling wohl glaubet.

Voll Grauens eilet er zu dem zweyten, und erblickt daselbst eben auch Folgen seiner Lehre, welches gleichfalls nicht schädlich war, und ihm zum Beyspiel dienen sollte. Da er nun alle Hoffnung aufgiebt, unter den Dachstuben Wiens etwas besseres anzutreffen, so verlieret er alle Lust seine Besuche weiter fortzusetzen; wir aber verlieren dadurch ein ganzes Gespräch mit einem Prediger wider den Luxus.

Diese zwey Auftritte überzeugen ihn, daß dieses nur anmaßliche, unberufene Ministerlinge und freche Bursche sind; vergißt aber das Vornehmste, und zwar, daß es mit ihm die nämliche Bewandniß habe; nennt mit guter Manier die wirklichen Minister und die anmaßlichen Ministerlinge, Beutelschneider, ohne sich bey der Nase zu nehmen.

So geht es, mein liebster Sidi, wenn dergleichen Broschürenleser, mit einem Mischmasch von guten und bösen Begriffen, ihr ohnehin schwaches Gehirn gänzlich verderben, und in den Caffee- und Gasthäusern ihren verdorbenen Witz sehen lassen, da doch vernünftige Leute ihrer Narrheiten lachen; welches sie aber für Bewunderung ihres großen Witzes und ihrer Gelehrsamkeit annehmen, und auf den unglückseligen Einfall gerathen, ihre eingebildete Gelehrsamkeit, mit dem ihnen eigenen albernen Witz vermischt, der ganzen Welt zur Unterhaltung darzustellen. Warum? weil sie glauben, daß dieses der Zweck aller teutschen Schrifthefte sey.

Ueber den dritten Brief.

Unser auf seinem papiernen Fuhrwerke befindliche Lehrling, welcher uns im zweyten Briefe versicherte, daß alle Ströme Goldes unversiegbar in die Schatzkammern der europäischen Fürsten fliessen; dieser erzählet uns mit der größten Verwunderung, daß diese Europäische Fürsten alle ihre ungeheuren Ströme Goldes beynahe ganz ihren Soldaten aufopfern, und dadurch ihre gefüllte Schatzkammern fast gänzlich wieder erschöpfen; er schiebet die Schuld auf den Eigensinn der Fürsten, und auf das System der stehenden Armeen. Er nennet solches einen traurigen Einfall! Er, der wohl schwerlich zu einem Soldaten taugt, ist sehr aufgebracht wider das System der stehenden Armeen. Hütet euch Monarchen vor seinem Zorn! denn von unserm auf einem papiernen Lehrwagen daher wandernden Briefsteller hänget es allein ab, euch den Titel des Großen zu lassen oder wegzustreichen. Einem von beiden, entweder dem grossen Ludwig oder dem großen Friederich, welcher von beiden die Ehre hat, der Stifter des Systems der stehenden Armeen zu seyn, dem ist die Strafe, nämlich der Verlust des Prädicats eines Großen, zugedacht.

Er

Er kann es zum Glück nicht entscheiden, wem diese Ehre des Systems der stehenden Armeen gehöre. Seine Geschichtskunde wird sich wohl schwerlich weiter erstrecken, als vom Augarten in den Prater, ins Lerchenfeld, und vielleicht noch nicht völlig bis zu der berühmten Wiener Schaubühne. Ich muß ihm nur dieses sagen: daß Friedrich der erste König in Preußen, nach dem Tode seines Vaters, schon eine stehende Armee gefunden, dessen Nachfolger Friedrich Willhelm hat solche vermehret, und sie seinem Sohne hinterlassen; da nun Friedrich der Zweyte kein Stifter des Systems der stehenden Armeen zu seyn die Ehre hat, so glaube ich, daß derselbe von dem strengen Gericht unsers Ministerlings gerettet sey, und losgesprochen werden wird. Der deutsche Fürst ist frey: Franzosen rettet Ludwigen!

Unser Freygeist, welcher sich zum Richter über Monarchen und würkliche Minister aufgeworfen hat, verlangt nun den Beweis von der Nothwendigkeit der stehenden Armeen, und sagt uns zum voraus, daß nur die einzige Schrift in seinen Augen gültig seyn werde, durch die man ihm beweisen kann, daß ein Fürst sein Heer blos dazu brauche, um Frieden zu erhalten.

Ich muß zu seinem Troste noch ein paar Ursachen mehr sagen, ohne daß ich die ihm unbekannt zu seyn scheinende, eben so wichtige anführen werde.

Zu seinem eigenen Trost kann es gereichen, daß eine stehende Armee vorhanden ist, durch welche allein seine Geistlichkeit im Zaume gehalten wird, ihn nach ihrem Wunsch in Bann zu thun, einsperren zu lassen, und, wenn er bey seinem schönen Glaubensbekenntniß, das er in diesen seinen Briefen abgeleget, verharrte; so würden sie ihn gewiß mit oder ohne Ceremonien vor der Zeit vernichten; und er würde von ihnen gewiß eher als von der besten Polizey, entdecket, und den Gerichten überliefert werden.

Horrah würde, ohne eine stehende Armee, gewiß als ein anderer Tamerlan nicht nur Siebenbürgen, sondern auch ganz Ungarn verheeret, und den Siebenbürgischen wie den Ungarischen Adel, gegen welche er den Aufstand erregte, auf ewig verjaget oder ausgerottet haben.

Da nun eine stehende Armee, zu seiner Selbsterhaltung, und zu Beschützung der Länder als nothwendig hier klar erwiesen worden; (mehrere Ursachen, weil unser Witzling weder Staats= noch Kriegskunst verstehet, hier anzuführen, halte ich nicht für nöthig,) so hoffe ich, dieses wird hinlänglich seyn, ihn zu bewegen, daß er das System billigen werde.

Durch die schweren Vorwürfe, die er in seiner Einbildung diesem Systeme macht, zeigt er seine große Unwissenheit von dem Militärstande. Wenn unser Witzling zu etwas tauglich wäre, so wäre es

höchst=

höchst nothwendig, daß man ihn einige Jahre lang unter eine gute militärische Disciplin gäbe, damit man ihm praktisch zeigen könnte, wie man in diesem Stande ihn, wie die wildesten Menschen, recht schön zahm zu machen, die Auswüchse seines Verstandes zu beschneiden, die von ihm selbst erlittenen schändlichen Krankheiten, welche er in diesem Stande als etwas Allgemeines anzutreffen sich einbildet, durch fleißiges Visitiren zu verhüten, und gewiß zu einem besseren Weltbürger als er ist, zu bilden, die vortreflichsten Mittel wüßte. Man sagt, daß es keine Heerde ohne räudige Schaafe giebt: vielleicht ist er und sein Freudenmädgen von der Gesellschaft eines Soldaten seines Gelichters, doch nur seiner Einbildung nach, mit solchen Venusfrüchten beschenket worden. Sollte dieß würklich so seyn, so hätte er doch nur seiner eigenen Lüderlichkeit, und der schlechten Auswahl seiner Gesellschaft solches zuschreiben, niemals aber einen solchen Vorwurf einem ganzen Stande zur Last legen sollen; in welchem zur Verhütung dieses Uebels alle Sorgfalt angewendet wird, damit diese Krankheit nicht verheelet werden könne, welche Sorgfalt und Vorsicht allen andern Ständen gleichfalls zu empfehlen ist.

Dieser Verläumder kann versichert seyn, daß in diesem Stande, eben so viele, wo nicht mehr, rechtschaffene, gerechte, Gott und ihren Nächsten liebende Männer, als in allen übrigen Ständen, zu finden sind.

Nun

Nun schreyet er, daß wegen der zahlreichen Kriegsheere Felder und Werkstühle vergeblich auf mehr arbeitsame Hände harren, da er erst kurz vorher im vorigen Breife sich fürchtet, bey einer stärkeren Bevölkerung, entweder bey der einen Hälfte zum Bettler, oder bey der andern Hälfte gefressen zu werden.

Da nun, ungeachtet der existirenden zahlreichen Kriegesheere, bey nur mittelmäßig fruchtbaren Jahren, sich noch stets ein Ueberfluß an Lebensmitteln gezeiget hat; und dennoch unbearbeitete Felder und Werkstühle vorhanden sind: so fordern rechtschaffene Minister, ohne jene unberufene Ministerlinge nöthig zu haben, mit Fug und Recht eine größere Bevölkerung des Staats. Aber solche Widersprüche sind bey unserm Witzling nicht rar, wenn man es der Mühe wehrt hielte, auf alle Acht zu haben.

Er befürchtet und prophezeyet, nach seiner starken Einbildungskraft, nach etlichen Generationen, außer den Soldaten im ganzen Staat nur Krüppel zu erblicken. Weil ihm das innländische Werbungsgeschäffte unbekannt, auch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts nicht so gar rar bey den Soldaten zu finden; und da auch die Physiker behaupten, daß der gröste Theil der Kinder, in Schönheit, Leibesgestalt und Wachsthum, der Mutter nacharten, nun aber das weibliche Geschlecht von diesem Stande gänzlich frey ist: so kann dieses, und die Erfahrung des siebenjährigen Krie-

Krieges, wo man noch fast mit lauter Landeskindern gestritten, diese Furcht ihm benehmen.

Ferner kömmt er auf die Auflagen, welche mit der Recrutirung anwachsen; diese sind ihm zuwider; und er hält sich verpflichtet, dieß durch seine Schmierereyen bekannt zu machen.

Nachdem er nun die Handlungen auch der kleinsten Fürsten catechisiret und critisiret hat, ärgert er sich über die Apologisten der Fürsten, und in diesem seinen Zorne greift er, die Teutschen- Malteser- und Schwert-Ritter, als ein uraltes System stehender Armeen an, erkläret sie für Derwische, und behauptet, daß die christliche Religion allein Soldaten erzeuget habe; welches man von der mahometanischen nicht erweisen könne. Dadurch verräth er oft seine Unwissenheit in der Geschichte; und mag die Geschichte des Mahomets, des Ali und ihrer Nachfolger, wie auch die der Califen noch nicht erlernet, oder vergessen haben.

Auch behauptet er, ein Volk könne ohne Soldaten bestehen, weil die Bramanen, Quäcker und Lappländer, von denen er, außer ihren Namen wenig wissen wird, dann die Helvetier, deren militärische Einrichtungen ihm ganz unbekannt seyn müssen, keine Soldaten haben, und ohne solche schon lange Zeit bestehen. Allein da er nach seiner Gewohnheit auch hier nicht gewiß weis, ob sie Soldaten haben oder nicht, so versichert er uns, daß wenigstens die Corporals-Logik daselbst keine großen

Fort-

Fortschritte mache. Meiner Meynung nach wäre es ihm sehr dienlich gewesen, wenn er in seiner Jugend die Corporals-Logik in ihrem ganzen Umfange erlernet hätte; er würde jetzt wissen, seine Pflichten gegen Gott, die Obrigkeit und seinen Nächsten besser zu erfüllen.

Ueber den vierten Brief.

Dieser Brief enthält fast ganz die Erzählung einer langen Unterredung mit seinem Freunde Trautmann. Ich glaube zwar, daß dieses ein erdichteter Name sey; doch versichern mich glaubwürdige Männer, dieser Trautmann habe würklich gelebt, und eben die Denkungsart und gleichen Lebenswandel geführt, als unser Briefschreiber, welches auch die Folgen seines plötzlichen Todes gewesen sind. Seine Lebensgeschichte wollen wir verschweigen, weil er todt ist, und seiner nur so viel gedenken, als es nöthig seyn wird.

Die ganze Unterredung dieses Trautmanns mit unserm Briefsteller, auf die Frage: Welche Regierungsform unter allen die beste sey? betrifft die Herzählung, Verwünschung und Spöttereyen aller Regierungen von Europa. Ohne das Gute und Böse derselben zu erweisen, getrauet der einsichtsvolle Trautmann sich doch nicht, zu entscheiden,

welche

welche die bessere sey; und um uns noch mehr solches unentscheidendes Zeug recht unterhaltend vorzuschwatzen, erdichtet er eine Lüge nach Voltairens Art, und versichert, daß eben diese Lüge die ganze Geschichte aller Regierungsformen in sich fasse.

Hierauf erzählet er, daß vor kurzem hie und da, zum Glück nicht aller Orten, noch darüber gestritten worden: Ob das Volk für den König, oder ob der König für das Volk existire? Nun sey die große Frage, aus welcher man abnehmen könne, wie mächtig stark wir in der Philosophie wären, nur theoretisch richtig beantwortet, die Ausführung aber bleibe noch in schwankender Ungewißheit.

Endlich nimmt er die Parthie des großen Haufen, und gesteht, daß es besser sey, unter einem Alleinherrscher zu leben. Seine Bewegungsgründe will ich hier ganz kurz anführen. Es sey nämlich leichter, sich die Gnade eines Monarchen durch den dritten Mann zu erwerben, oder dessen Zorn zu entwaffnen, als in den Staaten, wo mehrere an der Regierung Theil nähmen, weil alle Wege sie zu erweichen daselbst verriegelt wären. Wenn sie auch nicht ungerecht handelten, so wäre ihre Verwaltung doch immer hart, und drückend; und von Gnadenbezeugungen wüßten sie gar nichts. Sind dieß nicht eigennützige Bewegungsgründe? Welche wunderbare Gedanken! Eine gerechte Regierung kann in ihrer Verwaltung niemanden hart und drückend fallen; sie weis zwar von keinen

Gna=

Gnadenbezeugungen; sie weis aber Verdienste und gute Handlungen zu belohnen. Gnadenbezeugungen werden gewöhnlich vom Monarchen erschmeichelt, oder durch den dritten Mann erschlichen; wie es Trautmann selbst gesteht. Verdienste aber öfters verkannt, oder bleiben dem Monarchen verborgen.

Das übrige seichte Geschwätz endet sich mit dem Freygeisterischen Einfall, daß ein Klubb Despoten, sich an ihren Beleidigern räche, wie ehedem der Gott der Hebräer bis in die fünfte und sechste Generation.

Unser Papierminister ist hierdurch auf die Seite seines Raths Trautmann gebracht worden; und nach einigen hierüber gemachten Betrachtungen, wird er durch das Beyspiel von Polen und Venedig in seiner nun gefaßten Meynung bestärket. Allein seine Meynungen gründen sich nur darauf, den Monarchen durch den dritten Mann, entweder wegen verdienter Strafen zu besänftigen, und Verzeihung zu erhalten, oder durch unerlaubte Wege Gnadenbezeigungen, welche man nicht einmal verdienet hat, zu erschleichen.

Dieses sind nicht die Ursachen eines vernünftig und gutdenkenden Mannes. Er kann keine andern Vortheile in einer Monarchie hoffen, als einen mächtigen Schutz seiner Person, seiner Familie und seines Vermögens, sowohl im Frieden als zu Kriegszeiten ruhig zu genießen, für welches er alles aufopfern, und sich der Discretion des Landes-

herrn

herrn überlassen muß. Das Wort Alleinherrscher erklärt uns dieses nach seinem Wortverstande. Ist der Monarch selbst im Stande, aus eigner Weisheit seine Länder zu regieren, und hat als Menschenfreund das Wohl seiner Unterthanen zu seinem einzigen Augenmerke, so sind alle, welche in dieser Monarchie leben, glücklich. Ist aber seine Weisheit, und seine Einsicht nicht hinreichend, die Last der Regierung ganz allein zu übernehmen, und ist er nicht im Stande, in Ermangelung an Menschenkenntniß sich Gehülfen und gute Ministers zu erwählen, welche dem Wohl seiner Länder zu rathen, und für dasselbe zu sorgen wissen: so verfällt er in die Hände ehrgeiziger Staatsräthe und Lieblinge, welche ihm schmeicheln, und das Land, nach ihrem Gutdünken, in Klagen und Kummer versetzen. Hier könne man, nach Trautmanns Meynung, Gnadenbezeugungen erschmeicheln, und wohlverdienten Bürgern des Staats werde billige Belohnung nie zu Theil werden. Ich behaupte, daß es in Europa wenig Monarchien giebt, wo man nicht mit Wahrheit sagen kann, daß der Monarch, ob er es gleich glaubt, nur wenig Antheil an der Regierung hat. Der große Antheil befindet sich in den Händen seiner Lieblinge und Ministers, welche mit seinen Gnadenbezeugungen schalten und walten wie sie wollen. Ein Fremder kann in einem solchen Lande dieses leicht erfahren, wenn es heißt, durch die Protection dieses Ministers ist dieser bey dem Staatsdepartement angestellet, jener

General geworden und so fort. Noch mehr ist es lächerlich, wenn man sagt, dieser in einer geringeren Charge hat jenem zu einer höheren, als er selbst besitzt, verholfen. Doch nichts ohne Ursache.

Unser politischer kannegießerischer Staatsmann, dem nur die Gewalt eines auf schlimme Wege gerathenen Alleinherrschers auf gewisse Art noch fürchterlich scheinet, wünschet Mittel zu finden, solche Monarchen verbessern zu können. Das Fragment eines fremden Gedanken bricht aus seinem Herzen seufzend hervor, wenn er spricht: **Politische Höhe schützt nicht vor moralischer Tiefe.** Da nun dieses für ihn zu hoch und zu tief ist, so entlehnt er die Steigeisen seines Freundes Trautmanns, und erforscht von demselben, wie es wohl möglich sey, einen Fürsten zu bessern, der sich einbildet, das Volk sey blos seinetwegen da.

Trautmann unterrichtet ihn nun von dem Todtengericht der Egypter. Dieses Gericht, welches erst nach dem Tode gehalten wird, kommt zu spät, man will ihn noch in seinem Leben bessern. Die Art des Peter von Arezzo scheinet ihm ein besseres Mittel zu seyn, welcher die lebenden Fürsten vor seiner Geissel, die nach der Erinnerung Trautmanns nur von Papier war, furchtsam machte: Allein dieses Mittel ist nun nicht mehr Sitte.

Endlich eröfnet er seinem Lehrlinge, daß die Philosophie zwey gelinde Mittel an die Hand gebe, nämlich **Erziehung** und **Preßfreyheit.** Er betrach=

trachtet erstlich die Erziehung der Priester durch Fürsten, und versichert uns, daß dieses schon berichtiget sey, und wir uns davor nicht mehr zu fürchten hätten. Dieses ist aber wohl nicht so wahr und allgemein, als es zu wünschen wäre! Jeder Christ und vernünftige Weltbürger wird es wünschen, daß sein Fürst von den Pflichten, welche er gegen Gott, und seine Unterthanen zu beobachten hat, als worauf hauptsächlich das Wohl seines ganzen Volkes beruhet, auf das gründlichste unterrichtet werden möge.

Warum will man hiezu einen Priester nehmen, welcher ihm gewiß die Meynungen beybringen wird, daß er außer seiner Religion, keine andere bey Verlust seiner Seelen Seligkeit in seinen Staaten dulden müsse. Was hat man nicht für traurige Folgen davon zu gewarten, die dem Staat oft großen Nachtheil verursachen. Frankreichs Weltweise, und übrige von Vorurtheilen freye Männer, wissen, was die Verfolgung der Hugenotten diesem Reiche für eine Wunde verursacht, und wie vortheilhaft dem Hause Brandenburg dieses gewesen. Die Hugenotten kann man sicher als den Grundstein der jetzigen preußischen Monarchie betrachten.

Wird wohl der zur Erziehung eines Fürsten erwählte Geistliche, seinem ihm anvertrauten Prinzen alle Mißbräuche, Vorurtheile, Aberglauben und übrige Mängel und Gebrechen, womit die Re-

ligion verunglimpfet wird, aufrichtig entdecken? Wird er ihm wohl die Quellen des Uebermuths der Geistlichkeit, und ihrer sich angemaßten Gewalt zu so großem Nachtheil des Staats zeigen, und seinem Zöglinge die gehörigen Gegenmittel anrathen, solches abzuschaffen, um seine Länder glücklich zu machen? Gewiß wird er im Gegentheil ihm als nützlich anrathen, die Gewalt des Oberhaupts der Religion zu seiner Seelen Seligkeit anzuerkennen, auf dessen Befehl nur die herrschende Religion zu dulden, alle übrige aber zu vertilgen sind. Wahrscheinlich wäre es, daß wenn man diesen Fehler begieng, solches betrübte Folgen nach sich ziehen dürfte.

Wem soll man denn nun dieses Geschäffte, einen Fürsten in der Religion und Sittenlehre zu unterrichten, anvertrauen?

Es wäre wahrhaftig sehr übel, wenn man gar keinen vom ersten Range finden sollte, der dem Prinzen von der christlichen Religion und Sittenlehre das Nothwendige beybringen, und zugleich alle Mißbräuche, allen Aberglauben, und gefaßte Vorurtheile erklären könnte, die nicht zur wahren Religion gehören, nud weil sie zum Nachtheil des Staats gereichen, nicht geduldet werden sollten; damit nachher, wenn er zum weiteren Unterrichte einem Geistlichen überlassen werden müßte, derselbe ihn zu dergleichen dem Staate nachtheiligen Lehren nicht mehr zu überreden im Stande wäre. Daher auch die Auswahl eines solchen Geistlichen

viel

viel Behutsamkeit erforderte, und keiner zuzulassen wäre, der nicht bereits durch Lehren ohne Vorurtheile, und durch Proben seines unsträflichen Lebenswandels, seinen Abscheu an allen der Religion schädlichen Misbräuchen und am Aberglauben bewiesen hätte. Sie sind itzt nicht mehr so rar, wie ehemals.

Sollte einem Freygeiste und Naturalisten die Erziehung eines zur Regierung bestimmten Fürsten anvertrauet werden, der ihn den machiavellischen Unterricht gäbe, daß er nicht für das Volk, sondern das Volk für ihn existire, weil er weder auf dieser Welt, noch viel weniger in einem zukünftigen Leben, als welches nur ein Aberglaube sey, von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben; und weder Belohnungen zu hoffen, oder Strafen zu befürchten hätte: so müßte ein solcher Unterricht einen Staat verzagt machen, weil er nur blos von den natürlichen Neigungen des Monarchen regieret zu werden, sich die sicherste Rechnung machen könnte. Weis man hingegen, daß ein Fürst wahrhaftig glaubt, daß er von seiner Regierung, und von allen seinen übrigen Handlungen, nach seinem Tode werde Rechenschaft geben müssen; und hat er durch ein leutseliges Betragen, durch menschenliebende Handlungen, durch eifrige Sorgfalt für arme, nothleidende und bedrückte Unterthanen frühzeitige Proben davon zeiget; alsdann kann ein Staat sich glücklich preisen. Er wird daher auch den Verlust des besten Regenten nicht zu sehr bedauren,

 weil

weil er weis, daß ein Nachfolger vorhanden, welcher diesen Verlust in allem völlig ersetzen werde. Die Erziehung muß sich also auf eine gute, dem Evangelio gemäße Sittenlehre, und auf die daraus entspringenden Grundsätze einer gereinigten Religion gründen, wann sie dem Staate zum Nutzen gereichen soll.

Unser Witzling rühmet uns die **Preßfreyheit**, als das zweyte zur Verbesserung der Fürsten gehörige Mittel an; „weil sie ein aufrichtiges Or„gan sey, durch das der Fürst die Gesinnun„gen seines Volks gegen ihn und seine Be„diente, unverstellt erfahren könne.“

Ich will diese scheinbare Wahrheit durch erklärende Beyspiele näher beleuchten: Wir wollen den Fall setzen: Der Monarch eines Staates, der auf alle mögliche Art seine Menschenliebe erwiesen, gestatte die **Preßfreyheit**; diese verschaffe ihm heute ein schmeichelndes Lob von einem Unterthanen, welcher die seinen Mitbürgern erwiesene Wohlthat des Monarchen um so mehr rühmet, wenn er die dadurch dem Staate zufließenden Vortheile klar auseinander setzt: morgen aber käme vermöge der nämlichen **Preßfreyheit** eine Satyre oder wohl gar ein Pasquill über den Fürsten und seine Rathgeber zum Vorscheine. Kurz darauf werde der nämliche Fürst, für die Aufhebung einer die Armen sehr belästigenden Abgabe recht rührend und dankbarlich gepriesen, und solches Lob aller

Or=

Orten durch den Druck kund gemacht. Nicht lange darnach schmähle man über den Finanzminister wegen der Vermehrung der Auflagen.

Noch eben denselben Tag, werde durch die Zeitungen die wahrhafte Großmuth und die Wohlthaten bekannt gemacht, die der Landesfürst vielen Nothleidenden und Armen erwiesen, und wie er Verunglückte und in Lebensgefahr gerathene persönlich mit Rath und That unterstützet habe. Auch wie der Monarch diejenigen, welche seinem Beyspiele gefolget, und solchen Verunglückten oder andern Nothleidenden und Armen, auf alle Art beygesprungen, und Barmherzigkeit an ihnen erwiesen haben, mit Ehre, Ruhm, Denkmünzen und andern verhältnißmäßigen Belohnungen, beehret, und solches als Nacheiferung zu Menschen liebenden Handlungen habe bekannt machen lassen. Darauf tadelt ein anderer, daß der Fürst alles, was dem Staate besser und nützlicher dienen könnte, zu lauter Soldaten machen lasse. Und gleich darauf wird wieder die Großmuth dieses Fürsten gerühmet, daß er einer armen Witwe ihren Sohn, den man zum Soldatenleben verführet hat, ohnverzüglich wieder zurück geben lassen; weil er die einzige Stütze seiner armen Mutter sey.

Ein anderes Blatt berichtet uns gleichfalls zum Ruhme des Fürsten, daß ein gewisser Stand, der in der Monarchie, nur auf Discretion des Staats und von dem Schweise von dessen armen

Unterthanen lebe, von dem Staate nicht einmal abhängen, und zu dessen Nutzen nichts beytragen wolle, sondern Statum in Statu formire, nun aufgehoben und den übrigen gleich gemacht worden sey, vermöge der Preßfreyheit aber werde diese Aufhebung solcher Exemption als ungerecht und unverantwortlich gedruckt, und der Welt bekannt gemacht.

Eine Staatsschrift redet von Privilegien, Prärogativen, und vielen Freyheiten, welche einem Lande, Provinz, Stadt, oder Familie seit langen Jahren gelassen worden sey, deren die Eigenthümer sich durch schändlichen Mißbrauch, Ungerechtigkeiten, ja durch Unterdrückung ihrer Nebenstände längstens unwürdig gemacht, und nur zum größten Nachtheil des Staats bisher ruhig besessen hätten. Daher sey der Monarch als Vater des Vaterlandes berechtiget, dem Unheil, weil bereits so oft der unterdrückte Stand gegen dessen Unterdrücker, nie aber gegen den Monarchen sich aufgelehnet, und aus Verzweifelung Landverderbliche Unruhen erreget, abzuhelfen, alle solche gehabte Freyheiten aufzuheben, und diese Länder, Provinzen, Städte und Familien den übrigen Bürgern des Staats gleich zu machen, um die Ruhe in allen seinen Ländern wieder herzustellen.

Durch die **Preßfreyheit** werden Wahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten verbreitet, durch welche letztere der Monarch und alle seine Ministers, in allen, so gar in ihren Privathandlungen, getadelt wer-

werden. Das Publicum stutzt, es erblickt ein blendendes Etwas, was der ganzen Monarchie den Untergang drohet. Es giebt einer solchen Schrift Beyfall, weil es geblendet ist. Unbedachtsam, wie unser Verfasser, glaubt es, daß diese Schrift das völlige System des Monarchen verderbe, und den Landesfürsten auf andere Meynungen bringen werde. Wahrscheinlich aber wird auf diese Schrift nicht einmal gesehen werden, mithin alles geschehen, was man zu thun sich entschlossen hatte. Der Patriot fragt mit rascher Ungeduld: Sind diese Unwahrscheinlichkeiten nicht Wahrheiten? Ich frage ihn, warum der Verfasser es nicht für Wahrheiten, sondern nur für Muthmaßungen ausgegeben habe? Muthmaßungen aber lassen uns noch allezeit im Zweifel wegen ihrer Erfüllung, und müssen ihre Gewißheit erst durch dieselbe erwarten. Es sind also nichts als Warnungen eines Menschen, der sich einbildet, daß er den Umsturz des Staats aus den Handlungen des Fürsten und seiner Ministers voraus sehe.

Unbedachtsam aber handelt der Patriot, welcher solche Sachen im Staate durch die Presse kund macht, und den Monarchen und sein Ministerium anschwärzet, weil solche nur noch mehr dadurch aufgebracht werden könnten. Erstlich, weil er nicht dazu berufen ist, und unmöglich den Endzweck vieler Handlungen einsiehet, auch alles nur einseitig, das ist, in Klagen vorbringet, welche von dem

Publicum nicht erkannt werden, da es auf die Grundursachen, warum eines und das andere geschehen, nicht Bedacht nehmen kann, weil bloß den Vornehmsten des Staats es zustehet, solche Warnungen zu thun. Man sagt, wer weis, ob es nicht ein Vornehmer gemacht hat? desto übler; weil er niemals auf diese Art Klagen zu führen berechtiget ist, und solche nie der ganzen Welt hätte bekannt machen, sondern sie mündlich oder schriftlich dem Landesfürsten und Ministerio auf eine bescheidene Art vortragen sollen. Man fragt weiter: wenn aber weder der Landesfürst, noch das Ministerium seine Warnungen und Klagen angenommen hätte? Ich setze voraus, wenn sie gerecht und gegründet gewesen wären; so hätte er sich dennoch beruhigen müssen, und er hätte seiner Pflicht nachgelebet, und sich keine Vorwürfe über die befürchteten Folgen zu machen. Wenn nun aber von einem andern solche verfasset und bekannt gemacht worden sind: so hat er mit samt seinen großen Einsichten sehr gefehlet. Erstlich, weil er, wenn er es recht überlegen wollen, ganz sicher sich vorstellen können, daß eine solche Schrift zur Veränderung längst beschlossener Sachen nichts beytragen könne. Hingegen solche als eine aufwiegelnde und aufrührische Schrift angesehen, und ihm nur Ungelegenheit und große Verantwortung zuziehen könnte. Als ein Christ hätte er auch um so mehr, als er nicht dazu berufen, solches unterlassen sollen,

nach

nach der Lehre Christi und der Apostel: Seyd unterthan der Obrigkeit, auch der wunderlichen.

Jetzt ruft ihm fast alles Beyfall zu. Gesetzt aber, er würde zur Verantwortung gezogen, was würde er auf nachstehende Fragen: Ob er nicht einsehe, daß diese Schrift den Haß und Abneigung des Volks, beides dem Monarchen und seinem Ministerio erwecken könnte? wohl anders antworten können, als daß er solches wohl einsehe, jedoch es vorher nicht recht überleget hätte; sondern nur dem Monarchen die Klagen des Staats hierdurch hinterbringen wollen. Ob er beweisen könne, daß diese Klagen gegründet, ob er im Stande sey die Handlungen des Monarchen und seines Ministerii zweckmäßig zu beurtheilen? Ob er hierzu berufen sey, ein Vormünder des Volks zu seyn? Ob ihm bekannt, was das für Leute sind, welche aufrührische Schriften im Lande zu verbreiten suchen? Und ob er wisse, was vor Strafen für solche Verbrecher bestimmt worden.

Läßt der Monarch ihm hierinn nicht nach seiner großen Milde, Gnade angedeihen, und es erfolgt die Strafe dem Geständniß nach: so wäre es ganz wahrscheinlich, daß wenigstens die Hälfte ihren Beyfall zurück nehmen, und ihn mit würden verdammen helfen.

Man siehet, wozu einen die Preßfreyheit, der sie nicht zu gebrauchen weis, verleiten kann. Und wie will man durch solche, schlimme Fürsten bessern,

sern, da diese eben sowohl als die gutthätigsten und besten Monarchen ihre Apologisten finden werden.

Vernünftige Gelehrte, und gute rechtschaffene Christen wissen gar wohl, daß die Preßfreyheit keinen andern Endzweck haben kann, als Aberglauben, Vorurtheile, Mißbräuche und Laster gründlich zu bestreiten, und zu deren Ausrottung hinreichende Mittel vorzuschlagen; wie auch alles, was man weis, das dem Vaterlande und der menschlichen Gesellschaft und was sonst zur Aufklärung dienlich ist, anzuzeigen; wovon einem jeden seine Meynung vorzutragen frey stehet.

Wenn man aber von Sachen raisonnirt, die man nicht versteht; wenn man ganze Stände, deren Nutzen man nicht einsiehet, als unnütz und unnöthig erklären will; wenn man einer Regierung Vorwürfe macht, wegen häufiger Abgaben, da man doch siehet, daß solche weder von dem Monarchen noch seinen Ministern verschwendet werden, und dergleichen mehr: so muß man befürchten, daß die Polizey über solchen Unfug gerechte Klagen führen, und dadurch die Preßfreyheit, welche dem ganzen Vaterlande sonst unschätzbar ist, wieder eingeschränkt werden könnte.

In der Folge versichert uns Trautmann, daß Frankreich heftige Schriften gegen seine Fürsten aufzuweisen hat, obgleich daselbst keine Preßfreyheit sey. Glaube es nicht, Sidi, daß diese Schriften so häufig sind, welche wider die französischen Monar-

chen

chen gerichtet wären; denn die von dieser Art etwa existirende Anecdoten sind mehrentheils Egyptische Todtenrichter.

Es ist wahr, daß viele gelehrte Schriftsteller in Frankreich ihrer Schriften wegen sehr verfolget worden, als zum Beyspiel Voltaire, Marmontel, l'Abbe' Raynal und dergleichen mehrere. Dieses wären Männer, welche nicht gegen die Person des Königes geschrieben; sondern weil sie, die Mißbräuche der Bastille, Sorbonne und jene in Frankreich durch die Parlementer und andere Gerichtshöfe begangene Ungerechtigkeiten, welche von Niemanden, dem die Regierungsform von Frankreich bekannt ist, dem Könige zur Last geleget werden können, gar zu naif geschildert oder auch wohl sie die Schärfe ihrer Satyre ziemlich hart empfinden lassen; wodurch sie sich deren Haß auf den Hals geladen, und von allen Großen des Reichs verfolget worden sind. Abbe' Raynal, welcher als ein Weltbürger nicht nur die Staatsfehler von Frankreich sondern von allen europäischen Mächten anzeiget; hat ein solches Schicksal gehabt, und erst vor kurzen die Erlaubniß erhalten, sein Vaterland wieder zu sehen, welches er eine Zeitlang meiden mußte.

Nun macht Trautmann zuletzt eine gedrängte Probe, wie man durch die Preßfreyheit Monarchen bessern könne, und führt einige Beyspiele jetziger Zeiten an.

Joseph II. wird von ihm gelobt, weil Trautmann und unser Briefsteller in Wien und dessen Nachbarschaft sind. Wenn sie beyde in London, Paris oder anderwärts gewesen, würden sie nicht ganz wahrscheinlich gesagt haben: Joseph der Zweyte verwendet die Einkünfte des Staats größtentheils auf zahlreiche Kriegesheere, welche nur todtzuschlagen abgerichtet werden, und bey ihrer Zurückkehr in die ländlichen Hütten, Wildheit und ansteckende Krankheiten verbreiten. Bey jeder Rekrutirung werden die Auflagen vermehret, leere Felder und Werkstühle harren auf arbeitsamere Hände, oder, die Bevölkerung wird so stark, und mehr als das Land ernähren kann betrieben, daß uns daher ein großes Elend bevorstehet; oder durch einige Generationen werden wir eine Nation von lauter Blinden, Krüppeln u. s. w. sehen. Wer da schmeicheln will, muß ein besseres Gedächtniß haben.

Zu Paris betet man für Leute, die philosophische Bücher lesen. Dem ohnerachtet hat Frankreich genug Philosophen, und philosophische Bücherleser.

In Spanien ist das Inquisitionsgericht freylich abscheulich, aber es wird in kurzem ein Ende nehmen; die teutschen Fürsten leiden kein solches Gericht, und der König von Spanien kann es nicht, wie unser Witzling es meynet, aufheben.

Die Königinn in Portugall errichtet neue Nonnenklöster, ihr Nachfolger gedenkt vielleicht schon darauf, solche samt allen übrigen abzuschaffen.

Wenn

Wenn in Spanien und Portugall in beyden Stücken eine Abänderung vorzunehmen; so müssen solche hierinn der Nachbarlichen Beschaffenheit halber einverständlich zu Werke gehen, dieß war der Fall bey Aufhebung der Jesuiten.

Das Exempel der Bestrafung einer Hexe in dem Canton Glaris kann unseren Monarchen zum Lachen und zu keinem andern Beyspiele dienen.

Der Churfürst von Bayern ändert sich schon in etwas, und sein Nachfolger wird es sicher noch besser machen.

Der päbstliche Nuntius wird es läugnen, daß er die Waffen der Königsmörder geweihet; und wird noch viele andere weihen, wenn er dadurch alle Feinde des Pabstes sicher auszurotten versichert wäre.

Ohne Aufmunterung wird der P. Merz doch intolerant bleiben.

Die Königinn von Neapel und alle wohlthätige Monarchen werden in der Geschichte so wenig vergessen werden, als des Pabstes Ganganelli Menschenliebe, welche seinen Nachfolgern, zum Beyspiel und zur Nachahmung aufbehalten und verewiget wird.

Bey der großen Catharina der Zweyten findet er dies nach seinem Geschmack, daß sie die Bibliothek des Voltäre gekauft, und nach Rußland habe bringen lassen. Im eilften Briefe aber kann er nicht begreifen, „warum Catharina dem Je„suitismus auf die Beine helfen wolle;“ und

nennet Sie eine Schülerinn des Voltäre, und meynt, daß dieses der Aufklärung ihres Reichs eine entferntere Grenzlinie setzen werde.

Ich muß dir hier, bester Sidi, diese zwo ungereimten Meynungen des Briefstellers in ein helleres Licht setzen. Das erste muß durch das letztere erkläret werden. Im ersten Satz meynet er, Catharina werde durch die Ueberkommung der Voltärischen Bibliothek alle ihre Länder in das natürliche Geleise bringen lassen. Deswegen nennt er sie auch eine Schülerinn des Voltäre, und glaubt, wie man noch vor dreyßig Jahren in ganz Wien geglaubt hat, daß alle, die Voltärs Schriften lesen, Freygeister sind oder werden müssen. Allein unsers Witzlings Philosophie bestehet nur blos darinn, daß er sich der Welt als einen Freygeist, und Verehrer der Narren in N ... isten zeiget. Wie kann er fürchten, daß die Aufklärung im Rußischen Reiche durch die Jesuiten verzögert werden wird? da er doch kurz vorher sagt, er sey versichert worden, (denn alles muß ihm versichert, gesagt, oder von ihm selbst gelesen worden seyn, und das Letztere oft verkehrt genug, sonst hätte er fast nichts in diesem Briefe gedacht, sondern nur von andern entlehnet) daß es jetzt Jesuiten mit Band, Stern und und Bischofskappen gäbe. Alles dieses zeiget, daß die Jesuiten aufgeklärte Köpfe seyn müssen, weil sie sich ihrer Verfolgung ungeachtet dennoch nothwendig zu machen gewußt ha-

ben. Unser Witzling hätte noch würklich bey den Jesuiten viel lernen können. Warum aber Catharina für ihre Catholische Unterthanen Jesuiten und keine Capuciner aufnimmt, siehet jedermann ein, nur er nicht. Ihre weisen Gesetze bürgen ihr für die Sicherheit des Reichs. Ich empfehle ihm die Biographie Catharinens zu lesen, so wird er zu seinem grösten Leidwesen wahrnehmen, daß Sie noch weit von der Freygeisterey entfernt sey, und daß Sie durch Aufklärung ihrer Geistlichkeit sich äusserst bestrebet, auch ihre Unterthanen zu guten Christen zn machen.

Der Religionskrieg in London ist eine Sache, wie die Rebellion des Horra, nur mit dem Unterschied, daß ersterer von einem verwirrten Parlamentsglied angefangen wurde, das zu Vermeidung grösserer Unruhen leichter konnte bestraft werden, als der letzte Empörer.

Nun sage mir, lieber Sidi, wie durch diese historischen Fragmente ein König gebessert werden solle? Wird wohl der auf schlimme Wege gerathene Fürst anfangen zu lesen, um sich zu bessern? Gewiß nicht! Denn die Geschichte, und die Religion, sind nur die Mittel, welche uns gute Monarchen bilden können. Fürchtet sich nun ein Monarch nicht vor der Verantwortung, und den Strafen in jener Welt; scheuet er nicht den Geschichtschreiber, welcher sein Gedächtniß der Nachwelt mit eben nicht schmeichelndem Pinsel schildert: o! so

 harret

harret man vergeblich auf die Besserung eines solchen auf schlimme Wege gerathenen Fürsten, welcher von Schmeicheleyen verblendet, glaubt, daß dieses Ehrensäulen sind, welche in Ewigkeit dauren werden.

Ueber den fünften Brief.

Mein liebster Sidi! unser Wahnwitzige thut nun in allen folgenden zwölf Briefen, ohne Plan, ohne Zusammenhang und Gründlichkeit einen Angriff auf die Religion der Juden, Christen und Mahomedaner. Es schien mir aber eben so lächerlich, als wenn ein einziger Soldat drey Escadrons allein angreifen wollte. Würde er nicht von seinen Gegnern mit Recht für unsinnig gehalten werden?

Du weißt es, daß die Geschichte der Religionen mein Fach nicht ist, und daß ich in derselben nicht sehr bewandert bin. Daher habe ich alles, was ich dir von christlichen und jüdischen Religionsschriften hier sage, von einem ehrlichen Christen, welcher kein Priester ist, entlehnet, durch dessen Hülfe ich unsers Goliaths Briefe dir nach Möglichkeit erläutern werde.

Er fand, wie in einem verwirrten Gewebe, überall den Faden verwickelt; ob er gleich unzähliche Fäden daran erblickte, so war doch nichts da, als lauter Trühmer, lauter Verwickelung ohne etwas Ganzes.

Der fünfte Brief, der sich anfängt: Die Teutschen sind — muß vermuthlich so ergänzet werden: Die Teutschen aus den Lenden Christi, sind bis auf einen Schwarm aus den Lenden Abrahams, die Juden, ihrem äußeren Bekenntniß nach lauter Christen. Sollen die zween Queerstriche nach der Neuen teutschen Schreibart die Stelle der Parenthese ( ), vertreten, so muß ich um Verzeihung bitten. Vielleicht soll es heissen: Aus den Wunden Christi; dann würde ich dieses sehr loben, und eingestehen, daß es leider mehrere Christen giebt, die nur dem äußern Bekenntniß nach Christen sind.

In ganz Europa herrscht das Evangelium allgemein, wie der Koran in Nord-Afrika und West-Asien. Entweder weis er nicht, daß der Koran auch noch in einem Theil Europens herrsche, oder er siehet den Koran vielleicht im prophetischen Geiste schon daselbst als verdrungen an. Und da auch das Evangelium in ganz Europa nicht allgemein herrscht, sondern noch ziemlich verachtet wird, so redet er hier vielleicht wieder im prophetischen Geiste, daß die Zeit heran nahe, in welcher das Evangelium in ganz Europa und überall all-

gemein herrschen werde. Der Freygeist, der vom Evangelio so unwürdig denkt, was will der vom Koran denken! Dem Türken, sagt er, scheint das Evangelium so wie dem Christen der Koran, albern und niedrig zu seyn. Dieses wird auch so lange dauren, als keiner des andern Gesetzbuch kennt und versteht. Nun Sidi! siehe die Verläumdung dieses unverschämten Maulchristen! Hast du in deinem Leben gesehen oder gehöret, daß ein Mahomedaner, wenn er auch nicht alles glaubt, was der Pöbel glaubt, sich unterstanden hätte, so was zu reden oder zu schreiben? doch er rede zu seiner Schande vom Evangelio, was er will, und lasse nur den Koran und seine Anhänger in Ruhe.

Nun greift er die christlichen Priester an, welche die Vortheile rühmen, die das Christenthum auf den Zustand Europens gewirkt habe. Er kennet aber die Vortheile nicht, die das Christenthum in Europa hätte wirken können. Dann gestehet er öffentlich seine Unwissenheit in den christlichen Jahrbüchern; und doch fragt er immerfort, als ein Besessener, und antwortet sich auch selbst.

Sein Vorwurf, den er Europa macht, ist ohne sein Gewäsch bekannt und kann nicht der Religion, sondern nur ihren eigennützigen, verderbten, und hochmüthigen Dienern und der Nachsicht der Regierungen dieser Länder zur Last geleget werden, welche sie zu wirken verhindert.

Nun fragt unser Afterphilosoph: Wo sind die vortheilhaften Wirkungen der Religion? und schreibt alles dieser Philosophie und ihren Töchtern, aber nicht dieser Religion zu, und behauptet, was die christliche Religion gethan habe, hätten alle heydnische, und auch die Religion Mahomeds gethan, in so weit sie Zweige der Philosophie wären, und gesteht dadurch wider seinen Willen, daß die christliche Religion ein Zweig der Philosophie sey, ob er ihr gleich vorher alle Wirkungen abgesprochen hatte. Ich muß ihm aber sagen, der Anfang der Philosophie in der christlichen Religion heißt: **Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang**; allein weil er Gott nicht fürchtet, so ist die christliche Religion ihm zuwider, und bey ihm ungültig. Ferner spricht er von Religionen ohne Philosophie, und zeigt seine Unwissenheit, oder Unbehutsamkeit. Ich weis, daß Religion ein Gottesdienst ist. Menschen opfern ist kein Gottesdienst und dem Evangelio ein Greuel. Kälber anbeten, ist wohl ein Kälberdienst, und so wenig ein Gottesdienst, als Menschen fressen. Endlich merkt er selbst, daß er phantasirt hat, und kehrt von dieser Ausschweifung wieder in sein ordentliches Geleise, zu der heutigen Religion der Teutschen zurück.

Nachdem er die drey Hauptparteyen, die Römische, die Evangelischlutherische und die Reformirte genennet hat, sucht er die Sekten derselben auf, doch ohne sie zu nennen, ob er sie gleich alle,

so gar bis auf ihre gehemmte N — de zu kennen behauptet, und unterhält sich voll Schwärmerey mit faden, abgeschmackten und schnackhaften Zeuge. Allein, weil er die Grundsätze derselben nicht kennet, so weis er nicht einmal den Unterschied, und kann nichts anders zu Markte bringen.

Von seiner Kirche, wozu er sich bekennet, bringt er alles mögliche Böse, das er nur zusammen stoppeln kann, an das Tageslicht; und findet auch nicht das geringste Gute daran. Ueber einen von seinen Päbsten macht er sich insbesondere lustig, und über alle Teutsche spottet er, daß sie ihren Päbsten jährlich so viel zollen müssen.

Es waren nicht nur die Teutschen, welche den Päbsten den Beutel füllten, sondern alle übrigen europäischen christlichen Länder; und obgleich die Reformatoren ihnen einen guten Theil Teutschlandes, und der Schweiz entrissen haben: so haben die Päbste doch noch bis jetzt hübsche Summen aus Teutschland und der Schweiz zu hoffen, mit denen mancher kleine Fürst zufrieden seyn könnte. Es ist auch noch keine Hoffnung, daß aller Zoll gänzlich aufhören werde.

Ferner rühmt er, was die Reformatoren, Luther, Calvin, und Zwingli den Päbsten für Abbruch gethan, welches er ihnen als einen großen Verdienst anrechnet. Allein, er zieht sie gleich wieder wegen ihres Betragens durch, ohne zu bedenken, daß wir höchst zufrieden seyn sollten, daß

sie

sie noch so gewesen sind, als sie waren. Denn andere Zeiten haben andere Sitten. Wer weis, wie wir von der Nachwelt, unserer Sitten halber, werden beurtheilt werden, und vielleicht mit Recht. Dem Hans Calvin wirft er besonders vor, daß er der Sohn eines Faßbinders aus Noyon gewesen. Daß sie intolerant gewesen, brachte damals die Zeit so mit sich, es waren noch anklebende Ueberbleibsel ihrer römischgeistlichen Erziehung.

Jetzt phantasirt er wieder vom Koran, von dem er wenig oder gar nichts weis, welches er zuletzt auch eingestehet; und ereifert sich über die drey Reformatoren, daß sie keine Critik über ihre Albernheiten ertragen wollen. Dieses kann er ihnen nicht verzeihen.

Nun fordert unser Held ein paar Wolkenkrägler auf, und hofft, daß sie ein Kräuterweiberduell mit ihm aufnehmen werden. Ich glaube aber schwerlich, daß diese Herren den Gedanken dazu haben; sondern sie werden für dießmal dem Beyspiele der Jovialischen Catholiken folgen, und mit ihnen über den Unsinn, und die Luftstreiche ihres wider sie auftretenden Don Quichot herzlich lachen.

Er ist sehr vergnügt, daß Luther und Calvin das Mönchthum verbannt haben. Er behauptet aber, das Lutherthum und der Calvinismus selbst sey ein Kloster, sehr traurig und mache traurige Menschen. So was hat noch kein Catholik den Pro=

Protestanten vorgeworfen. Er weis nichts, hat selbst keine protestantischen Länder gesehen, also muß er zu dieser Unwahrheit einen Zeugen haben, das ist sein Freund Trautmann, der nach seinem Geständniß ihm diesen Bären angebunden haben soll; den er nun zu seiner Schande durch ganz Wien herumführen läßt. So gehet es, wenn man selbst nichts weis, und alles nur vom Hörensagen der Welt vorschwatzen will.

Trautmann soll todt seyn; wenn er lebte, würde er auch über dieses Geschmiere lachen müssen. Wahrscheinlich ist es, daß Trautmann, der weiter als unser Witzling gekommen, ihm gesagt haben mag, Genf leide kein Theater, Götz in Hamburg predige wider die Commödianten, in London wären am Sonntage alle Spektakel verboten u. s. w. das kann seyn. Aber wie kann man daher schließen, daß die Religion der Protestanten traurig seyn müsse? Daß er aber gar glaubt, daß Luther und Calvin ihre Religion in ein Kloster verwandelt, das ist zu toll, und was sollen seine Landesleute hiervon denken, und welchen Begrif werden sie sich von dem Lutherischen und Calvinischen Klosterleben machen? Wenn ein Lutheraner daher schließen wollte, weil in der Römischen Kirche weder in der Advents- und Fastenzeit, noch alle Freytage zu tanzen und Spektakel zu geben erlaubt ist, weil alle Freytage und Samstage, wie auch durch die Fastenzeit Hochzeit zu halten, und

das

das Fleischessen verboten; und weil allen ihren Priestern nicht zu heyrathen, erlaubt ist, daß die Römische Religion traurig und nichts als ein Klosterleben sey, würden nicht alle Catholiken einen solchen für einen Thoren halten, und ihn auslachen? Gewiß, ich auch. Und doch behauptet er: „Der erste Reformationsgeist habe alle „Spektakel und öffentliche Ergötzlichkeiten, „alle gesellschaftliche Spiele, alle Denkmale „der bildenden und schönen Künste, aus sei„nen Gemeinden verbannt. Die Tempel die„ser Parteyen sind nackt und kahl.“

Er, der nicht von Wien weggekommen ist, bildet sich ein, daß in den protestantischen Ländern, und bey den Ziegeunern auf dem Carpatischen Gebürge einerley Geschmack herrsche. Mein lieber Sidi! wann dieser Mensch wüßte, daß in unsern Moscheen eben so als in den Calvinischen Tempeln alles nackt und kahl ist, wie würde er uns nicht durchziehen.

Ich bin in verschiedenen Lutherischen Kirchen gewesen, welche wahrhaftig nicht nackt und kahl, sondern oft nur gar zu bunt aussahen. Ich muß dir doch wieder erzählen, was mir mein Mentor erzählte, der mir in der christlichen Religion das, was ich nicht wußte, erkläret hat. Auf seinen Reisen, sagte er, sey er aus einem catholischen Lande in das benachbarte Sachsen, mit einem Officier, einem gebohrnen Wiener gekommen, der nie

in einem protestantischen Lande gewesen war. Als sie durch das erste, zweyte und dritte Dorf eben an einem Sonntage gefahren, habe der Officier sich gewundert, daß daselbst noch keine Lutheraner wären. Als er ihn aber versichert habe, daß alle drey Oerter in Sachsen und Lutherisch wären, hätte er es durchaus nicht glauben wollen, sondern habe, als sie eben im dritten Orte nahe vor der Kirche vorbey gefahren, einen Bauern gefragt, ob das eine Evangelische Kirche sey? der Bauer habe geantwortet, ja, und eben werde die Predigt angehen. Der Officier habe ihn hierauf ersucht, abzusteigen, und mit hineinzugehen, um zu sehen und zu hören, was der Lutherische Prediger für närrisches Zeug vorbringen würde. Er habe zwar dazu keine Lust gehabt, aus Furcht, der Officier möchte vielleicht sich und ihm Verdruß zuziehen; da ihn aber der Officier versichert habe, daß er nicht den mindesten Anlaß dazu geben würde, habe er ihn dahin begleitet. Als sie hineingetreten, hätte man ihnen gleich Platz gemacht, und eben hätte die Predigt angefangen welche eine sehr kurze und bündige Rede, über die, Liebe Gottes und des Nächsten nach Anleitung des Evangelii, vom barmherzigen Samaritaner gewesen. Der Prediger habe aus dem Evangelio erwiesen, daß wir alle Menschen, von was für Religion und Volk sie auch seyn möchten, lieben und in allen Fällen ihnen helfen sollen. Zuletzt habe er seiner Gemeinde das Beyspiel des barmherzigen Samaritaners nachzuahmen empfohlen, und seine

Pre=

Predigt mit dem Befehl Christi beschlossen: Gehet hin und thut desgleichen. Als dieser Officier auf dem sehr gut ausgezierten Altare zween Kelche gesehen, habe er den zunächst bey ihm stehenden Landmann gefragt, was die beyden Kelche bedeuteten, der ihm geantwortet habe, daß nach der Predigt Communion sey. Ob er gleich gerne weiter gereiset wäre, so habe doch der Officier diesen Ort nicht eher verlassen, bis der Gottesdienst völlig geendiget gewesen. Nach Endigung desselben wären sie von dem Beamten zum Mittagsessen eingeladen, und mit einer ländlichen Mahlzeit nach Landesgebrauch sehr gut bewirthet worden. Kaum wären sie nach dem Mittagsessen abgereiset, und aus dem Dorfe gewesen, als der Officier ihm gedankt hätte, daß er ihn nicht gehindert habe, den Lutherischen Gottesdienst, und die Lebensart der Lutheraner kennen zu lernen. Auch habe er hinzugesetzt, er sey durch die Predigt dieses Mannes mit den Lutheranern, da ihm bisher alle Protestanten sehr verhaßt gewesen, nun völlig ausgesöhnet; er könne unmöglich Leute hassen, deren Grundsätze für alle Menschen so vortreflich wären. Auch habe der Officier gefragt, ob sie diese Grundsätze befolgten; welches aber nicht zu beantworten war, weil sie beyde das erstemal in diese Länder gekommen wären.

Unserm Freygeiste könnte eine Reise durch die Protestantischen Länder nicht schaden, damit er selbst überzeuget würde, ob die Protestanten so traurige

rige Geschöpfe wären, wofür er sie hält. Er würde dann finden, daß unter ihnen kein melancholischer Mönchsgeist herrsche, und man auch in diesen Ländern anständig lustig und gesellschaftlich lebe.

Zu seinen Narren in — isten, muß ich erinnern, gehören auch die Naturalisten; und zu des Averroes Meynung möchte ich gerne hinzusetzen, daß der Naturalismus nur Tollköpfen angemessen sey, welche wie alle Unsinnige bis zu ihrer Genesung eingesperret zu werden verdienen.

Ueber den sechsten Brief.

In diesem Briefe nennet er die heiligen Bücher, wobey unser Koran, welchen er so wenig als die genannten kennet, auch nicht vergessen wird, und kömmt endlich, nachdem er sich über seine Mitbrüder die Christen fast närrisch geplaudert, auf ihr heiliges Buch die Bibel, welche er weder recht gelesen, noch verstanden hat. Alles, was er hin und her wider die Christen und Juden darinnen zu finden glaubt, hat er sich erzählen lassen; und sagt darüber nach seinem eigenen Geständniß größtentheils das nach, was andere Freygeister davon gesagt oder geschrieben haben. Einige starke Geister,

ſter, van Swieten, Büffon und ſein Profeſſor, welche er ſo wenig als die Bibel verſtanden, ſind ſeine Führer und ſollen ihn alſo inſpirirt haben. Er lebet der Hoffnung, daß ein eben ſo großer Phantaſt wie er, den er einen teutſchen Gelehrten nennet, ein Buch verſprochen: „darinnen er Quellen anzeigen will, deren ſich Moſes wahrſcheinlicher „Weiſe bey Verfertigung ſeiner Schriften bediente.“ Jetzt nach einigen tauſend Jahren die Quellen anzeigen wollen, deren ſich Moſes bedienet hat, iſt närriſch genug. Aber, wer ſieht nicht, daß Moſes ein von Gott inſpirirter Mann, und die Entdecker ſeiner Quellen ein paar inſpirirte wahnwitzige Narren ſind. Ich will dies noch mehr ausführen.

Ohne die Schriften Moſis und des alten Teſtaments würden die Europäer in der älteſten Weltgeſchichte ſehr wenig unterrichtet ſeyn. Dieſe Schriften enthalten der Juden Kirchen- und Profangeſchichte. Und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet verdienen ſie eben ſo viel Glauben, als die fabelhaften Geſchichten einiger Monarchien, welche in ihrem Anfange keine als nur die Namen ihrer Beherrſcher enthalten. Die Europäer haben auch ihr die Chronologie zu verdanken, weil ſie zwar nicht völlig, doch ziemlich klar, die Begebenheiten von Erſchaffung der Welt bis auf den römiſchen Kaiſer Auguſt nach den Jahren bemerket. Irrlichter, wie unſer Freygeiſt, mögen ſich immer

Mühe

Mühe geben, ihre Aechtheit verdächtig zu machen; es wird doch der größte Theil der wahren Gelehrten dieses Buch als ein unschätzbares Denkmal des Alterthums in Ehren halten, und sich durch solche Irrlichter nicht irren lassen.

Die Christen, deren Lehren von den Juden abstammen, beweisen aus den Propheten, daß Jesus der den Juden verheißene wahre Christ oder Meßias gewesen, und nach solcher Verheißung schon zur Erlösung des menschlichen Geschlechts in die Welt gekommen sey und diese Verheißung erfüllet habe. Ein großer Theil der Juden erkannte Jesum für den wahren Meßias und Christ Gottes, und hofften durch die Nachfolge seines heiligen Lebenswandels, und durch dessen Verdienst wegen seines für das Heil aller Menschen erlittenen Todes, selig zu werden. Hingegen der größte Theil der Juden, wollten Jesum nicht für den wahren Meßiam erkennen. Sie kreuzigten ihn, und erwarten nun noch Tag täglich einen neuen Tempelbau, und die Ankunft des ihnen schon so lange verheißenen Messias. Sie aber sind nach der Verkündigung Christi in alle Welt zerstreuet, bis zum Ende dieser Welt. Die Christen behaupten, daß dieser von den Juden gekreuzigte Christus drey Tage im Grabe gelegen, und nach dreyen Tagen von den Todten auferstanden, vierzig Tage nachher aber gen Himmel gefahren sey, und zur rechten Hand Gottes sitze, von wannen er kommen werde, die Todten

aufzuwecken, Todte und Lebendige zu richten, und jeden nach seinen Werken zu belohnen oder zu bestrafen.

Das alte Testament wird auch der Bund der Beschneidung und der Verheißung; das neue Testament aber der Bund der Taufe und der Erfüllung genennet. Die Juden nehmen nur das alte Testament an. Die Christen aber nehmen sowohl das alte Testament, weil solches zur Bestätigung der Wahrheit ihrer Religion dienet, als das neue Testament, worinnen ihre Glaubenslehren enthalten, mithin beyde Testamente an, welche zusammen die Bibel heißen. Bey den Christen war dieses Buch durch viele Jahrhunderte hindurch nur der Geistlichkeit, und auch dieser nicht einmal alles darin zu lesen erlaubt. Luther und Calvin würden wenig Anhang gefunden haben, wenn sie nicht das alte und neue Testament, folglich die ganze Bibel wieder hervor gebracht, und solche einem jeden ihrer Proselyten in die Hände gegeben hätten; um selbst die Wahrheit ihrer Lehre darinnen zu suchen und bestätiget zu finden.

Bis auf die gegenwärtige Zeit war es bey der römischen Kirche noch stets verboten, in diesen Büchern zu lesen. Die catholischen Mächte, welche die Mißbräuche der römischen Kirche empfanden, und sich dieser Last zu entziehen suchten, sich aber vor der Dummheit und dem Vorurtheile ihres Volks fürchteten, machten sich Hoffnung, daß, wenn

man

man einem jeden das Lesen dieses Buches zuließe, ihnen hierdurch die Mißbräuche der Geistlichkeit würden verhaßt werden. Maria Theresia begehrte zu wissen, ob es Sünde sey, die Bibel zu lesen; man konnte Ihr solches nicht erweisen, ob man gleich dagegen verschiedene Ausflüchte, Einwendungen, und Vorstellungen wegen der daraus entstehenden üblen Folgen machte. Es ward daher von ihr anbefohlen, die Bibel in alle Sprachen ihrer Länder zu übersetzen, und im Druck heraus zu geben, welches aber bis nach ihrem Tode verzögert wurde. Joseph der Zweyte hatte es kaum befohlen, so war es auch geschehen, und nun kann man in allen seinen Staaten, ohne es als eine Sünde beichten zu dürfen, frey die Bibel lesen.

Unser Witzling, der ein wahrer Freygeist seyn will, ist doch nicht ganz von allen Vorurtheilen frey; sondern hat nur die alten mit neuen verwechselt, und erfrechet sich, die deswegen ergangenen Befehle seines Monarchen zu tadeln, verräth aber dadurch, daß sein Kopf und Herz noch ziemlich schwach und boshaft sind.

Liebster Sidi! jetzt wendet er sich an mich, ich soll ihm sagen, ob es wohl gethan sey, das Heiligthum den Schwachen in die Hände zu geben. Wenn sein Kopf und Herz nicht viel dabey gewonnen hat, vielleicht werden andere Köpfe und Herzen nicht so schwach seyn, als der seinige, und

mehr

mehr dabey gewinnen. Warum fragt er mich? Warum nicht seinen Kaiser? Vorhin war es ein untergeschobenes und ein verächtliches Buch, jetzt nennet er es ein Heiligthum, und wie viele Critik wird es nicht noch erdulden müssen.

Unser Witzling, der die Schande seiner eigenen Kirche auf die boshafteste Art und ihre Wunderwerke auf das Lächerlichste zu entdecken suchet, begehrt dennoch keine nackten und kahlen Tempel, sondern will, daß solche mit Bildern und Statüen von Heiligen ausgeschmückt seyn sollen, welche ihren Platz durch die ihnen zugeschriebene, im Leben und nach ihrem Tode verrichtete Wunderwerke, daselbst erhalten haben.

Der Stil der Bibel ist ihm nicht recht. Hierüber läßt er einen jungen Teutschen, welcher vielleicht noch einen Kopf hat, der offener als ihm lieb ist, für sich denken. Mich wundert es, daß er das Wort nicht bemerkt hat: es werde. Sein junger Teutscher liest: Gott schuf Himmel und Erde. Beyde stehen mit ihren Füßen Gott Lob auf der Erde, also kennen sie, was Erde ist. Hingegen der Himmel ist ihnen zu hoch, folglich beyden ein begrifloses Wort. Wer kann aber dafür, daß sie beyde ein so begrifloses Gehirn haben. Das Firmament ist ihnen eben so begriflos, weil man sie nicht mit der Nase drauf stoßen kann.

Jetzt zeigt er uns seine Stärke in der Logik, in welcher er seine liebe Vernunft am Kappzaume

trottiret. Mit positiven und negativen Schlüssen trottiren wir ein wenig mit. Die Finsterniß ist nichts als die Abwesenheit des Lichts; also etwas negatives. Nun wollen wir changiren: Das Licht ist nichts, als die Abwesenheit der Finsterniß, also etwas negatives; *Ergo*, Licht und Finsterniß sind negativ. Ein Rausch ist die Abwesenheit der Nüchternheit, also negativ. Die Nüchternheit ist die Abwesenheit des Rausches, also negativ. Mithin sind Rausch und Nüchternheit negativ.

Herr Professor! diese Logik geht nicht. Wenn bey dem System der stehenden Armee ihre Schüler solche Schlußfolgen machen wollten, so würde die Corporals-Logik an ihnen etwas zu demonstriren bekommen. Der Verstand unsers Herrn Professors würde nur die Abwesenheit des Unverstandes und der Dummheit seyn, also negativ werden und bleiben.

Unser verwirrter Philosoph blättert weiter, und liest: Gott sagte u. s. w. Hier kömmt ihm das Unding Firmament wiederum feyerlich in den Weg, und seine Physik findet kein Gewässer in der Höhe. Hier kann man etwas physikalisches lernen, und unser Herr Professor lehret uns, daß die Ausdünstungen des Oceans, die Dämpfe der Erde Nebel und Wolken bilden, die, nämlich Wolken, fallen dann in Schnee, Schloßen, oder Wassertropfen wieder herunter. *Ergo*, die Wolken fallen in Wassertropfen herab. Sein Anstoß

stoß bestehet darinnen: Gott sonderte die Gewässer ober dem Firmament, von den Gewässern unter dem Firmament. Da er doch, nach seiner Physik kein Wasser in der Höhe findet, so erwarten wir vors erste von unserm gelehrten Herrn Verfasser einen klaren Beweis, daß ober der Veste des Himmels kein Wasser sey, und daß er uns den Urstoff dieses blauen runden Gewölbes, welches er mit oder ohne ein Seherohr betrachten kann, ausfündig mache. Der Pöbel hält dieses blaue Gewölbe seiner Meynung nach für den Himmel, wofür hält es denn unser Herr Physiker? Es wird bey ihm negativ werden. Moses mußte der Meynung seyn, daß der Himmel aus Wasser gemacht sey; welches das hebräische Wort Schamajim andeutet. Alle diese Critik ist für unsern Herrn Physiker zu hirnlos. Laßt ihn denken, was er will.

Nun zeigt er auch, daß er ein Astronom sey: und durch ein Seherohr gekuckt hat. Hätte er dem armen Moses, der vor der Erfindung der Seheröhre existirte, nicht seinen Irthum verzeihen können, daß er den Mond für ein Licht gehalten, oder so genannt habe? Wenn ihn aber sein Volk gefraget hätte, was der Mond sey? was hätte er ihnen für eine Antwort ertheilen sollen? ein dunkeler Körper? Und wenn sie den Beweis von ihm verlanget hätten, so hätte er sie warlich auf die Erfindung der Seheröhre vertrösten müssen. Und mein Herr Critikus beliebe mir zu sagen, was denn ein Licht

 sey?

sey? Wie nennen sie das Ding, welches verursachet, daß sie in der finstersten Nacht lesen und schreiben können? eine Kerze, wenn sie nicht brennt, und wenn sie brennt? Nicht wahr, ein Licht? Warum nennen sie denn diesen dunkeln Körper eine Kerze, und so bald sie brennt, ein Licht? nicht wahr, weil sie leuchtet? also hat Moses den leuchtenden Mond, der sein Licht, das er uns zuschicket, von der Sonne entlehnet, eben so viel Recht gehabt, ein Licht zu nennen, als sie, mein Herr Astronom, ihre Kerze, wenn sie angezündet ist, ein Licht nennen, sie sähen denn des Nachts bey was andern.

Den Scherz des Herrn van Swieten, dem Wien unter dem Schutze Franzens und Theresiens die Herstellung der schönen Künste und Wissenschaften zu verdanken hat, welchen er bey einem Gespräch vorbrachte, und der hier gar nicht schicklich ist, wollen wir doch näher untersuchen. Van Swieten sagt nur, daß, weil Adam ein jedes Ding bey seinem wahren Namen zu nennen wuste, welches unser Critikus nicht versteht, was hier der wahre Name bedeuten soll, worüber er nachdenken kann: so habe er bereits mehr gewust, als alle Academien der Wissenschaften. Hieran hätte unser Verfasser sich wohl begnügen lassen können, und für Adam war es überflüßig, daß er noch mehr zu wissen begehrte. Hierdurch hat van Swieten nicht sagen wollen, daß Adam alles, was sich auf

dem

dem Erdballe befunden, benennet habe; sondern er hat gewiß eben so wie andere und ich gedacht, daß Adam nur das Gegenwärtige benannt hat. So bald unser Herr Critiker nur wird sagen können, warum manches Kraut das Gedächtniß, manches das Gesicht, manches die Nerven, folglich das Gefühl stärke; andere hingegen den Verstand betäuben, oder wohl gar verwirren: so wird ihm die Erklärung des hieroglyphischen Baums, und wie man von solchem die Wissenschaften des Guten und Bösen essen könne, erläutert werden.

Bald hätte ich vergessen, seinen lesenden jungen Teutschen mit dem offenen Köpfe, der seine Geographie und Landcharten umsonst durchstöbert, zu trösten, daß man itzt die Gegend des Paradieses suche; so bald solches wird gefunden seyn, wird eine Landcharte davon verfertiget und alles erforderliche darinnen angezeiget werden.

Wegen des Fluches der Schlange, soll er nur etwas weiter lesen, und er wird finden, daß die Erde, und alles was auf Erden war, ihren Theil daran hatte. Daß die Weiber in der Levante, in Asien und Nord-Amerika ohne Schmerzen gebähren, wird er gewiß aus einer Reisebeschreibung gelesen haben. Wann er solches glaubt, so wäre den hiesigen Damen anzurathen, jemanden dahin zu schicken, um das Geheimniß der physikalischen Ursachen dieser Erscheinung zu erfahren.

Die große Wasserfluth, Sündfluth genannt, sagt unser Verfasser, findet man in keiner Profangeschichte, Moses aber rettet sie durch ein Wunder. Vielleicht haben ihm die Wunder sein ganzes Gehirn verrückt. In der Bibel steht nichts von einem Wunder, sondern daß Gott den Regenbogen zum Zeichen des Bundes bestimmt habe; welchen wir nicht nach jedem Regen sehen, die Richtung mag beschaffen seyn wie sie will. Wir wollen unsern Physiker die Gesetze der Natur immer hin wirken lassen, ihm aber nur sagen, daß er sehr irret, wenn er den Regenbogen als einen Bürgen gegen Wassersnoth ansieht. Er hat wieder nicht gut gelesen und verstanden. Wien hat leider oft Wassersnoth gelitten, und wie oft haben nicht Wolkenbrüche ganze Städte, Dörfer und Gegenden zu Grunde gerichtet! Hier ist die Rede von einer allgemeinen den ganzen Erdboden verderbenden Wasserfluth, wodurch Menschen und Vieh und alles was auf Erden lebet, verderben muß. Ich zweifele, daß er einen Regenbogen am heitern Himmel und bey hellem Mondenschein zur Nachtzeit gesehen habe; ein solches Phänomen würde wohl seine Optik in Verlegenheit gebracht haben. Doch ich möchte wissen, was er wohl Wunder nennet. Ich will hoffen, daß er mir sagen wird, daß dasjenige, was wir mit unsern Sinnen und Verstand nicht begreifen können, Wunder sind! Und alsdann giebt es für ihn viele Wunder. Doch dieses wird er wohl glauben, daß bey Gott kein Wunder statt finde.

Er will nun nicht ferner seinen großen Verstand in dieser Materie erschöpfen und abnutzen, und das ist wohl recht gut. Zuletzt giebt er uns noch einen + — geometrischen Beweis mit A+B—C=X, und läßt uns wieder etwas sehen, wovon er nicht viel weis, und hierinnen noch bey einem gelehrten Jesuiten Lection nehmen könnte.

Lieber Sidi! die zwey von der Religion handelnde Briefe sind zu weitläuftig, darum habe ich meinen Freund ersucht, die Sachen inskünftige abzukürzen; denn dir kann so wenig als mir daran liegen, ob ein Christ über seine Religion spottet, oder nicht.

Ueber den siebenten Brief.

Kopf und Herz unsers Irrgeistes taugen freylich beyde nicht viel. Mein Freund hat einem gelehrten Juden aus diesem Briefe dasjenige vorgelesen, was von dem alten Testamente gesaget worden, und ihn gebeten darauf zu antworten. Der Hebräer sagte ganz kurz: Ich weis wohl, daß nicht alles in der Schrift als eine Geschichte geschrieben, gut seyn kann, aber ich weis auch, daß vieles abscheulich scheint, was doch zu billigen ist,

nur von solchen kann es nicht gebilliget werden, die die Schrift verwerfen, und den Ursachen nicht nachdenken wollen; und diesen muß man nicht antworten.

Er führt dann einige Schwärmer auf, die sich durch Beyspiele aus der heiligen Schrift zum Königsmord vorbereitet und gestärket haben, alle aber gehören in jene Zeiten, wo das Bibellesen noch verboten war. Nicht die Bibel war Schuld, sondern die Anreizung gottloser Pfaffen, welche die Bibel verdrehten, und ihr Müthlein am Untergange dieser gekrönten Häupter kühlten, die ihrem gottlosen Wesen einen Zaum anlegen wollten, folglich sich dadurch rächten.

Das Exempel von Cromwel war eine ganz andere Sache. Niemand wird es billigen, daß Cromwel unter diesem Vorwande übel gehandelt, und sich des Enthusiasmus des Volks zu seiner Erhöhung bedienet hat.

Des Webermeisters Exempel ist ein Stückchen, das ins Narrenhaus gehört. Friedrich hatte ihn gewiß als einen Verrückten erkannt und behandelt. Wie viele haben sich und andere wegen ihr Freudenmädchen umgebracht, also ist es gefährlich, ein Freudenmädchen zu haben.

Die protestantischen Monarchen können nicht klagen, daß das Lesen der Bibel von ihren Unterthanen ihnen gefährlich gewesen. Denn wo Christi

sti Leben und Tod zur Nachfolge und zum Beyspiel gepredigt wird, da wird das Bibellesen den Monarchen ihren Thron auch alsdann versichern, wenn sie ihre Macht mißbrauchen sollten. Und zuletzt zeigt er noch, daß es lustige protestantische Bauern giebt, die so gar betrunken von der Bibel reden, welche also nicht so traurige Geschöpfe seyn müssen, als sie im fünften Briefe geschildert worden. Mir scheint es beynahe das nämliche zu seyn, als wenn die Herren Broschürenschreiber in Wien zuweilen nicht gar zu nüchtern bey einem Glase Wein von Staatsaffairen sprechen.

Ueber den achten Brief.

Dieser Brief betrift das neue Testament, mein Lieblingsbuch, welches ich höher schätze, als alle andere moralische Schriften, so ich jemals gelesen habe, und das Geständniß des Verfassers freuet mich, daß er dieses Buch für eine gute Moral erkläret. Unter allen Philosophen, die nicht dieser Schrift nachgeschrieben, weis ich keinen, der eine solche Moral gelehret habe. Andere Stellen, die nicht Moral sind, sind auch auf vielerley Art bereits ausgeleget worden; größtentheils aber haben die Geistlichen die Auslegung zu ihrem Besten gemacht.

Diesem Lob folgt dann ein Tadel, welcher eben so ungegründet als grausenvoll ist. Compelle eos intrare, das ist etwas, welches viel Unheil angerichtet haben mag. Es zeiget sich, daß unser Briefsteller diese Stelle nicht einmal selbst gelesen, sondern wieder andern nachgeschrieben haben muß, oder sie nicht verstanden. Er lese nur beym Luc. Cap. 14. das Evangelium am zweyten Sonntage nach Trinitatis durch; so wird er finden, daß darinnen die geladenen Gäste wider ihren Willen nicht in sein Haus zu kommen gezwungen worden, sondern daß das Compelle eos jene, die statt der geladenen Gäste von den Landstraßen und Zäunen herein geführet wurden, angehet. Von den geladenen und nicht erschienenen Gästen sagte der Hausherr: Ich sage euch, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken wird. Dieses ist ja ganz klar, daß der Hausherr die Gäste, nachdem sie sein Abendmahl verschmähet hatten, nicht weiter begehrte. Ueber das Compelle eos muß ich noch sagen, daß es nicht so übel angebracht ist. Sagt man nicht im Teutschen, er hat mich gezwungen bey ihm zum Mittagsessen zu bleiben. Hier bedeutet es nicht, er hat einen Stock genommen, und mich so lange zerprügelt, bis ich mich bey ihm zu Tisch gesetzet, und mit ihm gegessen habe. Nichts wäre einfältiger, als die Auslegung dieser Stelle, wenn man sagen wollte, er hat seine eingeladenen Gäste mit Prügeln und Gewalt zum Essen gezwungen. Ueber-

dem sind mehr als hundert Stellen, welche dieser Auslegung widersprechen. Wenn man sich die Mühe nimmt, mit Bedacht solche durchzulesen, so siehet man, daß Christus vielmehr alle Gewaltthätigkeit verboten hat. Wer kann dafür, daß der Eigennutz, Hochmuth und Haß der Diener des Worts Gottes bis dahin gediehen? Wer kann dafür, daß Monarchen diesen greulichen Lehren, zu ihren und ihrer Länder Verderben gefolget sind, und sich nicht besser um die Wahrheit bekümmert haben?

Wie widersprechend ist es nicht, wenn man einmal lehret, liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen; ein andermal, man muß diejenigen, welche nicht alles das glauben, was wir glauben, verfolgen, umbringen und vertilgen. Christus sprach zu Petro: Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Hat er nicht auch allen Christen einander zu verdammen bey ihrer Verdammung verboten? Als er seine Jünger aussandte, das Evangelium zu predigen, befahl er ihnen nur da zu bleiben, wo man sie aufnehmen würde; und aus demselbigen Hause oder Stadt, wo man sie nicht annehmen würde, heraus zu gehen, und den Staub von ihren Füßen abzuschütteln und zurück zu lassen.

Eines Theils ist es gut, daß unser Verfasser selbst das neue Testament nicht mit Bedacht durchlesen hat, er hätte gewiß weit mehr daran zu tadeln

deln gefunden. So aber hat er nur diese Stelle erwischt, wodurch er das ganze Evangelium zu Schanden machen wollen.

Um die ganz christliche Religion noch verhaßter zu machen, setzt er die Berechnung eines Engeländers über alle Menschenmorde her, welche die christliche Religion soll verursacht haben; wie stimmt das aber zusammen, die Moral ist gut, allein sie hat durch drey Worte so viel übles verursachet. Er verwechselt stets die Religion mit dem Verfolgungsgeist ihrer Diener, welche, da sie selbst das Evangelium nicht erkannten, solches gemißbraucht, und durch einzelne Stellen ihre Fürsten und Obrigkeiten zu solchen Mordthaten verleitet haben. Die Berechnung, die nach seinem eigenen Geständniß ein anderer gemacht, scheint mir selbst sehr gemäßiget. Unser Briefsteller zeigt dadurch, daß er wenigstens gut Summiren kann. Uebrigens kann er sich selbst gratuliren, daß „das „zwinge sie herein zu kommen,“ in diesen Zeiten zum Wohl aller Menschen, keine Gültigkeit mehr hat. Vor funfzig Jahren würde er für diese Empfehlung der christlichen Religion den damaligen Werth dieser Worte gewiß empfunden haben.

Ueber

Ueber den neunten Brief.

In diesem Briefe greift er Mosen, Christum, und Mahomed durch seine Hülfsvölker an, die lauter Leute sind, welche dazu durch das Stillschweigen der Profangeschichtschreiber verleitet werden, und doch sich unterstehen, Sachen zu behaupten, die sie aus keiner Geschichte erweisen können. Er phantasirt nun allen denen blindlings nach, die sich als Feinde der christlichen Religion in ihren Schriften bekannt gemacht, ob er gleich eingesteht, daß es seine Sache nicht sey, sich eines Mannes wegen zu zergrübeln, der vor mehr als anderthalb tausend Jahren gestorben. Nachdem er eine Weile fort phantasirt hat, führt er einen engeländischen Propheten auf, der nach ohngefähr zweytausend Jahren voraus siehet, daß das Christenthum dann gänzlich werde vergessen seyn, und man gar nicht mehr an Christum glauben werde. Wir bitten ihn, seinen neuen Propheten zu fragen, ob er nicht weis, wie lange dieser Erdball annoch existiren könne, um uns von der Furcht zu befreyen, die uns durch die heutigen Astronomen verursachet wird, die uns versichern, daß unserm Planeten, der Erde, eine große Revolution, wo nicht gar eine gänzliche Vernichtung bevorstehe. Wir würden ihnen keinen Glau-

ben beymessen, sondern ihre Bemerkungen für Wettergedichte der Calender halten, wenn nicht Island, Italien und die häufigen Erderschütterungen, auf ihre Ankündigung uns aufmerksam machten, ja einige sind so kühn, uns den längsten Zeitpunkt bis 788. andere bis 795. zu bestimmen. In diesem Betracht wäre uns der Engeländische Prophet sehr angenehm, wenn er uns durch seine philosophische Arithmetik die Dauer dieses Erdballs, wenigstens durch etliche Generationen hindurch zum Trost unsrer Kinder und Kindeskinder deutlich beweisen könnte.

Es ist Schade, daß unser Autor die Namen dieser großen Geister uns nicht bekannt macht. So werden uns mehrmalen die heutigen Europäischen Philosophen verschwiegen, welche ebenmäßig den Untergang der geoffenbarten und die Herannäherung der natürlichen Religion verkündigen. Ein paar Dutzend hätten wir wohl kennen mögen.

Eins wundert uns nur, da die Existenz der Perfektibilität der Menschen in so vielen Ländern bereits das Glück gehabt, die emporgestiegene Vernunft auf dieser Stufe zu sehen, daß diese Perfektibilität die Vernunft wieder so tief hat herabfallen lassen, daß an eben den so glücklich gewesenen Oertern und Ländern die Barbarey wieder empor gestiegen ist. Daß übrigens die Könige das Abschaffen der christlichen Religion nicht annehmen wollen, wird meines Erachtens wohl daher rühren,

weil

weil die christliche Religion befiehlt, den Königen und Obrigkeiten (außer denen Glaubenssachen, welche denen Königen ohnehin nicht nachtheilig sind), völligen Gehorsam zu leisten und ihnen in allen unterthänig zu bleiben. Es wäre also nothwendig, daß die Herren Philosophen von der natürlichen Religion den Königen ein besseres Religionssystem vorlegten.

Die Schriften des angeführten teutschen Königs, die unser Autor wohl nicht alle recht gelesen hat, zeigen noch viel Zuneigung zu der christlichen Religion. Er läßt freylich über diese Sachen sprechen. Als Edelmann in der ganzen Christenheit, wegen seiner Schriften und Errichtung einer neuen Sekte verfolgt wurde, nahm ihn dieser deutsche König in Schutz, unter den Bedingungen, zwar zu glauben was er wolle, doch keine Proselyten zu machen. Nur als einem ruhigen Unterthan wolle er ihm Schutz und Brod geben, und dieses geschah, Edelmann behielt seinen Religionsplan für sich, bekam Schutz und Brod, und starb ruhig.

Von dem Edlern Theile der Nation kennen wir Niemanden als unsern Autor, und noch einige seines Gleichen, welche es gewagt haben, einen gewiß gefährlich scheinenden Schritt zu thun, ihre Unwissenheit an den Tag zu legen, und für ihr zusammengeschmiertes Zeug, den Particuliers das Geld aus dem Beutel zu practiciren.

Ueber den zehnten Brief.

In dem zehnten Brief kömmt die Reihe an die Kirchenväter und Concilien. Dem Augustin giebt er Schuld, daß er die Erbsünde gelehret, die von den Juden doch schon anerkannt wurde, welches aber unserm schönen Geist unbekannt ist.

Im zweyten Briefe war er mit einem gewissen Britten, welcher behauptet hat: Der erste Grundtrieb des Menschen sey ein Krieg Aller gegen Alle, einerley Meynung, und suchte solches durch die Geschichte aller Jahrhunderte, durch einen Blick auf den einzelnen Menschen, so wie auf die größten Staaten zu erweisen, und wollte die Feinde des Britten dadurch stumm machen; hier aber nimmt er nach Veranlassung einiger heutigen Philosophen und vieler gutherzigen und grundehrlichen Nichtchristen, so durch keine Taufe wiedergebohren worden, das Gegentheil an; und widerspricht sich also selbst. Da wir aber hieraus sehen, daß er weder einen wahren Begrif von der Erbsünde, noch der Taufe hat, so müssen wir ihm diesen Widerspruch verzeihen. Hätte er den Augustin recht gelesen, so würde er ihm so viel Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß seine Beredsamkeit allein ihm einen Platz unter den Gelehrten erworben habe.

Von

Von dem übrigen, seine Unwissenheit verrathenden Geschwätze will ich nichts gedenken. Weil aus seinem Kopfe nicht viel kommt, so bringt er eine Liste von den Concilien, die ihm seine Freunde mitgetheilt haben sollen. Damit man ihn nicht fragen dürfe, ob das die Concilien alle sind, so nennet er die, welche er vom Jahr 325 beybringt, den Kern seiner empfangenen Liste, beschreibt sie zur Schande seiner Kirche ärger als es ein Protestant je gethan hat, und nennet die Päbste Champions. Da solche einen so großen Rang unter den gekrönten Häuptern besitzen, so ist dieser Ausdruck sehr unanständig.

Ueber den eilften Brief.

Der Eifer, den er wider die Geistlichkeit der römischen Kirche bezeiget, und die Art, mit der er alles, wie es war, und wie es jetzt ist, hererzählet, gehet uns nichts an. Obgleich das Oberhaupt dieser Kirche und seine Priester vieles mögen verschuldet haben, so siehet man doch, daß unser Schriftsteller sich eben so hart, heftig und ungestüm gegen sie erweiset, als er in seinem fünften Briefe gegen Luthern und die Reformatoren war. So ist es, wir beurtheilen andere, und kennen uns

 selbst

selbst nicht. Wehe dem, der uns saget, daß wir eben die Fehler haben, welche wir an andern wahrnehmen und durch deren Erzählung und Tadel wir von der ganzen Welt Beyfall verlangen, deswegen viele sich bemühen, solche der Welt aufzudecken, und sie so schwarz als möglich zu schildern. Allein endlich kömmt ein anderer, welcher uns eben so lieblos behandelt, als wir es verschuldet hatten.

Warum mag aber dieser Mann so sehr wider seine Kirche, und die ganze Christenheit aufgebracht seyn? Warum hält er sich nicht in den Schranken, wie andere, welche die Mißbräuche, den Aberglauben und die Vorurtheile in den christlichen Religionen bestreiten? Mir ist in diesem Briefe sehr auffallend, wenn er sagt: **Der heiligste Grundsatz: Sey glücklich; genieße die Freuden des Lebens; durch Freude und Dankbarkeit ehrst du die Gottheit; dieser schöne Grundsatz ward von den elenden Heuchlern zum verdammtesten gemacht.** Soll dieses ein Gesetz seyn, so wäre es sehr gut.

Der erste Befehl ist: Sey glücklich! Er ist recht angenehm und behaglich, allein als ich diesen Befehl las, hatte ich in nämlicher Zeit wider mein Verschulden ein groß Unglück gehabt, mir war ein Stein auf den Kopf geflogen, welches mir den Tod drohete; kaum war ich außer Gefahr, als ich bestohlen wurde; ich verschmerzte diesen Verlust, da brannte mein Haus ab; ich las nun diesen Befehl,

fehl, aber zu spät. Wie konnte ich meiner Kopfwunde ausweichen? wie konnte ich mein erworbenes Gut, das auf das beste bewacht wurde, vor dem gewaltsamen Einbruch einer großen Räuberbande beschützen? und wie konnte ich verhindern, daß ein Donnerstrahl meine Hütte zerstörte? Ich erkannte, daß dieses Gesetz mich nicht angehen konnte.

Das zweyte Gebot hieß: **Genieße die Freuden des Lebens!** Auch dieser Befehl kam zu spät; denn da ich um all das Meinige gekommen war, so war nicht vieles zu genießen mehr da. Ich gieng zu meinem sonst besten Freunde, wollte einige Gelder von ihm entlehnen, und ihm Gärten und Felder dafür verschreiben: allein mein Freund konnte so wenig wie jemand anders mir helfen. Ein jeder wollte von mir kaufen, keiner aber wollte mir etwas borgen. Dieses war also auch kein Genuß der Freude.

Der dritte Befehl lautete: **Durch Freude und Dankbarkeit ehrst du die Gottheit.** Nun sahe ich mich meiner Meynung nach ausser Stand gesetzt, die Gottheit zu ehren. Ich ließ meinen christlichen Freund kommen, dem ich dies alles so vortrug. Er tröstete mich in allen, er gab mir was ich brauchte, und erklärte mir diese Stelle.

Ich will solche, weil sie mir sehr auffallend schien, wörtlich hieher setzen. Freund, sprach er, der Schriftsteller muß entweder ein Mensch von

mittler Jugend, guten Gesundheitsumständen, und in sehr großem Glücke sich befinden, oder er muß verstehen, sich in der Welt sehr gut fortzuhelfen, und an das Künftige nicht gedenken. Dennoch werden diese Grundsätze bey ihm nicht von Dauer seyn. Ich werde ihnen dieses erklären.

Seine Grundsätze haben zwey Seiten. Die erste hat das Gepräge der Freygeisterey. Sey glücklich! will bey ihm sagen, suche dir zeitliches Glück, Ehre, Reichthümer, Ansehen, und alles, was man nur zum Glück rechnet, zu erwerben, es geschehe durch Ehrlichkeit oder Redlichkeit, durch List oder Betrug. Wenn auch tausend andre deiner Nebenmenschen dadurch ihrer Dummheit wegen leiden, oder gar zu Grunde gehen müßten, wenn du nur dadurch dein Glück beförderst, dies ist deine Pflicht, und dies ist dein natürlicher Trieb, und du hast das erste Gebot: **Sey glücklich** erfüllet.

Geniesse der Freuden des Lebens, heißt, wenn du auf solche Art gewiß glücklich bist, so genieße auch dein Glück, iß, trink, was dir gelüstet und wohl schmeckt, handele in allen nach den Lüsten deiner Begierden, und erfreue dich durch den Genuß deiner ererbten oder dir erworbenen Güter, sey stets vergnügt und freudig, durch diese Freuden, dankest und verehrest du die Gottheit, und erfüllest alles; denn nach deinem Tode ist alles vorbey, du verfällst in dein voriges Nichts zurück.

Nun

Nun will ich auch dessen zweyte Seite betrachten.

Die Christen verdammen diesen Grundsatz nicht, wie unser Verfasser behauptet. Auch sie sagen, sey glücklich. Allein bey ihnen heißt glücklich seyn, mit Gott zufrieden seyn; giebt er dir viel, genieße solche von Gott empfangene Güter mäßig, und theile deinen armen Nebenmenschen davon auch mit, so viel du nur immer entbehren kannst; hast du wenig, so sey auch mit wenigem vergnügt, hast du gar nichts, so suche Hülfe bey deinen Nebenmenschen und traue auf Gott, er wird dich erhalten; und durch dieses Vertrauen auf Gott bist du auch glücklich. **Genieße die Freuden des Lebens**, du, der du viel hast, genieße deiner Güter, aber dir sey es auch die größte Freude, deinen armen Nebenmenschen speisen, kleiden und beherbergen zu können. Aus diesen Handlungen wirst du in dir ein unbeschreibliches Vergnügen empfinden. Du, der du wenig hast, genieße solches mit Freuden, und denke, daß vielleicht andere weniger haben, als du. Du, der du nichts hast, wirst bey deinen Nebenmenschen immer ein Stück Brodt finden. Gott wird dir täglich forthelfen, sey deshalb nicht verzagt, sondern genieße das, was du täglich von deinen reichern Nebenmenschen empfängst, mit Freuden, alle aber arbeitet nicht mit Traurigkeit, sondern mit Freuden, so wird euch Gott segnen. Doch vergesset nicht, daß ihr alle, die ihr Christen seyd, um alles Gute Gott bittet, und für alles

empfangene ihm danket. So verehret ihr euren Schöpfer.

Ich fragte meinen christlichen Freund, ob denn die Freygeister mit ihren Grundsätzen in der Christenheit ihr Leben, so gut durchbrächten. Er antwortete mir: So lange sie noch frisch und gesund sind, so lange sie noch Kräfte, Gelegenheit und Mittel haben, sich in ihren schändlichen Wollüsten herum zu wälzen, in ihrem Wohlleben sich befinden, und alle ihre Begierden befriedigen können: so lange wünschen und glauben sie, daß ihre Laster, und fein gespielte Schelmereyen und Bubenstücke, mit ihrem Tod auf ewig in die Vergessenheit, sie aber in eine ewige Zernichtung verfallen werden. Die Vorwürfe ihres Gewissens wegen ihrer lasterhaften Handlungen halten sie für Milzbeschwerungen, und ersticken sie durch neue Ergötzlichkeit, Wollüste und Bosheiten, und ihnen ist nichts lächerlicher, als eine Auferstehung der Todten, und ein Gericht, wo sie von ihren Handlungen Rechenschaft geben, und die Belohnung des Guten, so wie die Bestrafung des Bösen empfangen sollen. Sobald aber die Sturmwinde des Unglücks ihnen ihre Freuden und Wollüste, und ihr, sich eingebildetes standhaftes Glück zerstören, so bald sie von Krankheit, Verfolgung und Armuth sich bedrückt, und von ihren besten Freunden verlassen sehen; sobald ihr bisher sanft eingewiegtes Gewissen erwacht, alsdenn ist ihnen um Trost bange. Sie suchen Trost und finden keinen. Ihre Freunde kennen sie nicht, und

wol=

wollen von ihnen nichts mehr wissen, weil sie es ihnen nicht mehr gleich thun können. Zu andern ehrlichen Leuten, welche sie vorhin verachtet haben, trauen sie sich nicht Zuflucht zu nehmen. Nahet das Ende heran, klopfet ihr Herz, und sagt ihnen das Gewissen, es könnte doch seyn, daß die geoffenbarte Auferstehung wirklich seyn könnte, dann erwacht der Hang, ewig glücklich zu seyn, bey ihnen um so mehr, als ihnen nun vor einer gänzlichen Zernichtung schauert. Ihre ganze Lebensart wird ihnen abscheulich, Gesetz und Evangelium fürchten sie, weil sie es so lange verachtet haben. Glücklich sind die, welche noch Gnade erhalten, dem ewigen Zorn zu entrinnen. Dies ist der edlere Theil der Nation, so dermalen dergleichen gefährliche Schritte schon gethan.

Mit wie viel Muth hingegen stirbt ein Christ, der das Ende seines Lebens nur als einen Uebergang aus diesen zeitlichen in die ewige Hütten betrachtet. Der in Leiden und Geduld, stets mit der Welt und seinem Fleisch und Blut gekämpfet, und nun in dem festen Glauben durch die Barmherzigkeit Gottes dahin sicher zu gelangen hoffet, wo er in Ewigkeit Gott von Angesicht zu Angesicht wird schauen, loben und preisen können.

Als ich von meinem Christen dieses hörte, und ihm vorhielt, daß, da so viele Sekten in der Christenheit wären, andere folglich auch anders sterben würden, als er mir hier erzehle; antwortete er mir: vom Tode denken die Christen alle ziemlich

 gleich,

gleich, indem sie alle glauben, daß sie durch den Glauben an Christum und durch sein Verdienst, wenn sie ihre Sünden und Missethaten herzlich bereuen, nothwendig selig werden müssen, und in dieser Hoffnung glaube auch er, daß fast alle selig werden könnten.

Siehe Sidi! das sind die Grundsätze eines Freygeistes. Auf ewig soll unsere denkende Seele zernichtet werden, und in ihr Nichts zurück fallen! Wie abscheuungswürdig, wie grausenvoll ist der Gedanke einer gänzlichen Zernichtung! Laß uns, o Sidi! wo nicht als Christen, doch als Mahomedaner sterben, laß uns unsere Handlungen, unser Herz und Sinn nur auf das Gute lenken, und tugendhaft leben und sterben, damit wir in jenem Leben nicht unglücklich sind.

Ueber den zwölften Brief.

Dieser Brief handelt von der bey der römischen Kirche und zum Theil bey den Lutheranern üblichen Ohrenbeichte. Es ist nicht zu leugnen, daß bey der römischen Kirche diese sonst für nöthig geachtete Handlung sehr gemißbrauchet worden. Zu den Zeiten der Apostel findet man nicht, daß sie sey üblich gewesen. Calvin hat dieses behauptet,

und sie bey seinen Anhängern abgeschafft, und betrachtet man es recht, so gereicht es immer zum Nutzen der Priester, wenn sie auch keinen andern Vortheil dabey fänden, als ihre Ehre.

Immer ist dieselbe ein Joch für die Christen, und mehr schädlich als nützlich. Anfänglich schämet sich der Beichtende, und wird dadurch vom Sündigen in etwas abgeschreckt. Kommt er zu reifern Verstande, so verliert er die Schamhaftigkeit; er beichtet, und der Pfaffe, heißt es, muß mich doch absolviren. Endlich sündigt er ungescheut, suchet bald hier bald dort einen gutwilligen Priester, der nicht zu scharf mit ihm verfährt, und so gehet eben durch die Beichte das Christenthum und mit ihm gute Sitten verloren: Oder ist jemand in einem solchen Stande, daß er ausweichen kann, so sucht er das Beichten auf alle Art zu vermeiden; und verrichtet also das nicht, was seine Religion von ihm fordert.

Mein Christ ist zwar nicht von der reformirten Religion, er lobt sie aber hierinne, und sagt, daß solche sich gänzlich nach dem Gebrauch der Apostel verhalte. Auch sagte er mir, sie hätten einen Befehl von ihren Aposteln des Innhaltes: **Prüfet und erforschet alles und erwählet das Beste.**

Die christliche Monarchen könnten, glaube ich, wenn sie hierinnen einig würden, die Sache leicht

dahin bringen, und dieses untersuchen und entscheiden. Mich gehet diese Sache nichts an, daher will ich dich auch hiermit nicht länger beschweren.

Ueber den dreyzehnten Brief.

Dieser handelt von dem Ehelosen Stande vom höchsten bis zum letzten Priester der römischen Kirche. Es ist einer von den besten Briefen, den ich der Christenheit anpreisen kann. Ob ich gleich alle Gründe schon hin und her zerstreut angetroffen habe, so finde ich sie hier doch in ziemlicher Ordnung beysammen. Es ist hier kein Rath eines andern, hier kommt keine Meynung eines andern mit ins Spiel; hat er auch Meynungen anderer gelesen, so hat er sie mit einzuschalten gewußt, daß sie dadurch vollkommen die seinigen geworden sind. Er hat aber doch den Mann von Nazareth nicht ungehudelt lassen können, er mußte auch unsere Kalender und Derwische mit einmischen, übrigens hat er als Patriot gehandelt, und ist ziemlich in den Schranken eines Schriftstellers geblieben. Hierinnen sind Wahrheiten enthalten, die jedermann einsieht. Jedoch alle diese Gründe würden leicht von einem guten Christen können verbessert werden.

Um es ganz kurz zu sagen, der Zeitpunkt ist da, die Geistlichkeit auf den alten Fuß zu setzen. Profan = und Kirchengeschichte erweisen, daß die ganze Priesterschaft in dem zwölften Jahrhundert verheyrathet war; wollen wir alle Mißbräuche abschaffen, so ist hier einer, der sehr nothwendig wäre; weil sogar im neuen Testament die Apostel schrieben, der Bischof, der Diaconus u. s. w. sollen eines Weibes Mann seyn, wie Paulus im dritten Kapitel an den Timotheus deutlich zeigt. Allein unser Schriftsteller hat hierauf nicht gedacht, und es ist augenscheinlich, daß er das neue Testament, worüber er so viel unbesonnenes geschrieben hat, nie gelesen habe.

Indessen ist dieses Begehren, daß die Priester verheyrathet seyn sollen, bey gegenwärtiger Verfassung noch unmöglich; theils wegen des römischen Gottesdienstes, theils wegen der jetzigen Einrichtung, da ein Pfarrer öfters zween und mehrere Capläne hat, welche dann nicht zusammen wohnen könnten, auch der Gehalt derselben auf einen andern Fuß gesetzet werden müste. Es müsten auch viele andere Abänderungen gemacht werden, wenn eine solche Erlaubniß keine Unordnung nach sich ziehen sollte. Und auf welche Art sollte die Erlaubniß geschehen, sollte man hierin den Griechen oder den Protestanten folgen?

Die Griechischen Priester müssen verheyrathet seyn, wenn sie einem Bisthume oder einer Gemeine vor=

vorstehen wollen. Da aber in dem angeführten Kap. an den Timotheus stehet, der Bischof soll seyn eines Weibes Mann, so dürfen sowohl die Bischöfe als Popen nur einmal heyrathen; stirbt das Weib, so darf er nicht zur zweyten Ehe schreiten, sondern muß Lebenslang Wittwer verbleiben. Hätten die Griechen die Ursachen genau betrachtet, warum Paulus befahl, daß ein Bischof und die Diaconen verheyrathet seyn sollten, so würden sie den verwittweten Priestern nicht auferlegt haben, Lebenslang Wittwer zu bleiben, wenigstens konnte man ihnen eine Wirthin vergönnet haben, die schon bey Jahren, und von welcher keine doppelte Familie zu erwarten war.

Sollte das Cölibat der römischen Priester aufgehoben werden, so würde solches eine große Reformation veranlassen, und dadurch ein großer Stein der Verhinderung zur Vereinigung der christlichen Hauptpartheyen aus dem Wege geräumet werden. So lange aber die regierenden Bischöfe dieses nicht selbst veranlassen; oder wohl gar mit einigen verbundenen catholischen Mächten sich der Aufhebung des Cölibats widersetzen, so lange ist alle Hoffnung hierzu verlohren.

Unser Autor schämt sich zwar, den Anschein zu haben, als ob er noch zweifele, daß die Priesterehe unverzüglich zu Stande kommen werde; ich aber schäme mich dessen nicht; denn so lange die angeführten Hindernisse nicht aus dem Wege geräu-

räumet werden; nämlich wenn nicht alle catholischen Mächte hierüber sich vereinigen; und die Bischöfe, die Landesregenten sind, den Anfang zu machen sich weigern, so lange kann man diese Sache noch nicht als geschehen denken.

Doch uns, lieber Sidi! gehet dieses nichts an; ich hoffe, daß du nun bald in dein Vaterland zurück kehren, und deinem Cölibat ein Ende machen wirst.

Ueber den vierzehnten Brief.

In diesem Briefe kömmt der Verfasser auf die Heiligen, die er in den christlichen Allmanachen findet, ihre Entstehungsart und ihren Nutzen.

Auch in diesem ist er, ob schon alles in andern gedruckten Abhandlungen vorgekommen ist, noch erträglich. Wenn man in der von ihm fest gesetzten ersten Epoche nach seiner Anzeige Heilige gehabt hätte, wenn man ihre Asche gesammlet, ihre Gebeine verwahret, und sich durch deren Ansehen im Glauben stärken wollen, so hätte man schon in dieser ersten Epoche der einfachen wahren christlichen Religion zuwider gehandelt. Ein von allem Aberglauben freyer, der reinen Sittenlehre Christi

fol-

folgender Christ, wird ihre Verehrung freylich niemals billigen.

Wir wollen diese Sache genauer betrachten. Ich nehme aber keine andern Beyspiele, als die uns das neue Testament von den Heiligen aufstellt. Jeder Christ, von welcher Parthey er ist, wird mir eingestehen, daß im neuen Testament Johannes der Täufer, dem kein Christ die Seligkeit absprechen wird, der erste sey, der als Märtyrer seiner und Christi Lehre hingerichtet wurde. Was geschah mit seinem Körper? Er ward begraben; und als Christus es erfuhr, sagte er wohl: Der heilige Johannes ist als ein Heiliger gestorben, holet seine Gebeine, stärket euch bey deren Ansicht im Glauben, und folget ihm nach? In allen seinen Lehren findet man nichts davon. —

Die Geschichte der Apostel erzählet uns den Märtyrertod des heiligen Stephanus: aber findet man, daß die Apostel nach seiner Steinigung sich um seinen Körper oder seine Gebeine bekümmert haben? Findet man, daß sie seine Verehrung befohlen, oder nur wenigstens empfohlen hätten? Niemand wird dieses erweisen. Denn die Lehre Christi befiehlet, Niemanden nachzufolgen, als ihm selbst. Er hat nie gelehret, folget Johanni dem Täufer nach, oder folget meinen Jüngern nach. Und seine Jünger haben auch nicht gelehret, folget uns nach; sondern sie lehren stets, Jesu als dem Anfänger

und

und Vollender des Glaubens nachzufolgen. Ein Christ soll von keiner andern Nachfolge etwas wissen, als von der Nachfolge Christi.

Die erste Epoche des Christenthums kann also kein anderer Zeitpunkt seyn, als den uns das neue Testament darstellet. Reden die Apostel von Heiligen, so reden sie stets von den Lebendigen, welche einen heiligen Lebenswandel führeten, nie von den Todten. Wie kann die Kirchengeschichte beweisen, daß Petrus und Paulus Leute nach ihrem Tode canonisirt haben? Freylich canonisirt man nach der neuen Methode Leute, welche man kaum dem Namen nach, oder kaum mehr als etwan aus den Grundbüchern eines Klosters, kennt, und setzt sie nach Jahrhunderten erst in den Rang der Heiligen; wo allen Zeitgenossen bereits der Mund mit Erde verstopfet worden, folglich niemand mehr von ihren Tugenden und Lastern zeugen kann. Ihr Ruf beruht also nur auf zweifelhaften Schriften, welche in dieser langen Zeit von ihnen zum Vorschein gekommen, wobey gewiß ist, daß ohne baares Geld ihr Name in dem ersten halben Jahrhundert nach ihrem Tode vergessen worden wäre. Heißt dies nicht die Menschen äffen!

Das Andenken heiliger Männer, welche sich durch Lehre und Lebenswandel besonders hervorgethan haben, kann die Kirchengeschichte zwar zu ihrem Ruhme aufmerken; aber zur Verehrung und Nachfolge sind sie entbehrlich, weil wir kein besseres Beyspiel, als jenes, des Heylandes, zur Nachfolge

folge nöthig haben, auch keine andern annehmen müssen, wenn wir Christi Jünger seyn wollen.

Unser Schriftsteller wird zwar über dieses hypochondrische Zeug lachen, und verächtlich davon reden: diese Verachtung gereicht aber einem Christen allemal zur Ehre, und er kann nie etwas anders von Leuten erwarten, welche mit den Thieren ganz natürlich ihre Vernichtung erwarten, daher ihnen solche Gedanken immer thöricht und lächerlich seyn müssen.

Die vorletzten Worte dieses Briefes: **Vergebens hoffen die catholischen Fürsten mehr moralisch, ächtes Tugendgefühl in ihren heranwachsenden Bürgern zu erwecken, so lange sie jene Gaukler von Himmelsbürgern nicht unsichtbar machen, und andere Muster der Heiligkeit aufstellen**, zeigen ganz klar, wie wenig unser Freygeist, ein ewiges Leben und Seligkeit hoffe.

Ich wünsche, wie er, daß man alle Bilder, wenn sie auch von den Aposteln wären, der Gottesdienstlichen Verehrung beraubte, da ihre Verehrung nach der Schrift ohne Nutzen, und ihre Vorbitten für uns unnöthig sind, weil wir den Befehl haben, alles was wir von Gott bitten, in Christi, und nicht in der Apostel oder in dem Namen eines Heiligen zu bitten, weil er als der einzige Mittler bey Gott für uns bittet, und uns vertritt.

Zuletzt

Zuletzt wünscht er andere Muster der Heiligkeit aufgestellet zu wissen. Was sollen das für Muster seyn? Solche, die nach ihrem Tode zernichtet worden? oder welche sonst? Denn nach seiner Meynung sind die Himmelsbürger nur hypochondrische Chimären, und die Höllenbürger fallen folglich von selbst weg.

Es sind aber doch welche, mit denen er gerne die protestantischen kahlen und nakten Tempel auszieren möchte. Wenn er mit diesen alle römischen und protestantischen Kirchen ausstaffiren will, so wird er viele vonnöthen haben. Ich muß ihm aber zu Verminderung seiner Sorgen sagen, daß, da in der römischen Kirche so viele sind, er die Unkosten, andere machen zu lassen, ersparen kann. Er darf die schönsten nur aussuchen, und andere Aufschriften machen lassen, welches um so leichter thunlich, weil diese Muster ihren Originalen doch nie gleich und ähnlich sehen. Auch haben die Lutheraner in ihren Ländern ihre Tempel mit Figuren der Himmelsbürger auszuschmücken nicht vergessen, also bedarfs auch hier nichts, als der Abänderung der Decorationen und Umschriften. Bey den hartnäckigen Calvinisten hingegen hat er überall Platz, die schönsten Gruppes seiner neuen Muster der Heiligkeit aufstellen zu lassen.

 Ueber

Ueber den funfzehnten Brief.

Die schon vor dem Gericht unsers gestrengen Herrn Schulmeisters gestandene Reformation, kömmt in diesem Briefe von neuem in die Inquisition. Und hier geschiehet eine förmliche Confrontation der zween Reformationen, nämlich jener des sechzehnten, und der jetzigen des achtzehnten Jahrhunderts.

Die im sechzehnten Jahrhundert erfolgte Reformation führet wegen ihres Blutvergießens etwas höllisches mit sich. Gänsekiele lieferten in einer Sprache ohne Sinn Schlachten, das Gemeine Volk aber vertauschte nur die teutsche Bibel, und Wolfersdorfs und Porstens Gesangbuch mit dem Paternoster und der lateinischen Messe, wozu ich noch hinzusetze, daß die armen Calvinisten nicht einmal weder Wolfersdorfs noch Porstens Gesangbuch erbeuteten, sondern sich mit dem Lobwasser begnügen musten. Damit aber mein Autor mich verstehe, so muß ich ihm sagen, daß dieses kein Wasser aus dem Jordan, keine Taufe am drey Königstage oder sonst ein vortrefliches Weihwasser, noch weniger ein eau d'ange war, sondern man hat die Psalmen Davids in Chorale gesetzet, um solche vor und nach dem Gottesdienst, statt der bey den

Lu=

Lutheranern üblichen Lieder zu singen. Welches Buch sie das Lobwasser nennen.

Der Vorzug dieser Reformation vor der jetzigen ist, daß das Betragen der Fürsten bey der ersten Reformation gegen das der Fürsten von der jetzigen sehr abstechend ist, da erstere aller dogmatischen Lehrsätze ohngeachtet, Brodverwandlung, Ohrenbeichte, und Infallibilität darnieder rissen. Man lobt zwar an der jetzigen Reformation Preßbengel, und Gänsekiele, Abschaffung des Drucks der Hierarchie, des Aberglaubens, der Möncherey, der Intoleranz, aber man tadelt, daß das est de Fide unangetastet bleibt, und das ewige Feldgeschrey der Theologen: es ist ein Dogma! noch fortdauert.

Hier haspelt unser Autor in lauter Reformation, Aufklärung, Toleranz, Theologie, Orthodoxie, und Gott weis, in welchem Gewirre herum, und er käme auch nicht heraus, wann nicht ein General ohne Bigotterie und Orthodoxie ihn heraus risse.

Reformation und Toleranz sind eben so verschieden, als sauer und süß. Die Toleranz leidet keine Reformation, sie läßt einen jeden wegen dessen in Ruhe, was er de Fide zu seyn glaubt, es sey was es wolle. Die Reformation erstrekket sich weiter, ohne sich an dem was de Fide zu seyn erwiesen werden kann, zu vergreifen. Ihre Pflicht ist nur, zu untersuchen, ob etwas de Fide

sey oder nicht; und alles, was nicht de Fide ist, abzuändern oder nach den Umständen gar abzuschaffen.

Man spricht nur von lauter Philosophie, und redet nichts als von Confusion. Die Philosophie wird von diesen Confusionsgeistern sehr schlecht herum gehudelt. Sie leidet itzt ein Schicksal, welches das Wort Sophisterey bereits erfahren hat. Unserm Verfasser ist es leid, daß die Philosophen nicht stets am ängstlichsten den Willen der Fürsten beobachten. Ich will ihm zwey Ursachen sagen: erstens ist der Wille der Fürsten der Philosophie öfters nicht angemessen; zweytens sind die Philosophen durch ihre Verwirrung dem philosophischen Willen ihrer Fürsten öfters mehr hinderlich als zuträglich, besonders wenn sie alles verwirren. Z. E. So bald ein Philosoph mit Grund beweisen kann, und bewiesen hat, daß die Infallibilität kein Dogma sey: so bald kann der Monarch dieses unächte Dogma abschaffen, ohne der Duldung zu nahe zu treten.

Allein unser Freygeist will gar keinen fidem, gar keine Dogma mehr haben, und dieses möchte er so gerne mit dem Preßbengel und den Gänsekielen auf einmal abschaffen. Doch das gehet nicht so, wie er es meynet: Dogmata müssen seyn, sie seyn natürliche oder geoffenbarte; und die geoffenbarten werden durch die Toleranz beschützet.

Ueber

Ueber den sechzehnten Brief.

Aufklärung und Toleranz werden hier auf die Bühne gestellet; und dabey gefraget, ob der heutige Zeitpunct ihrer wohl würdig sey? Warum nicht? Sind die heutigen Zeitgenossen nicht eben so würdig, als die vorigen, und die zukünftigen? Alle Zeiten sowohl vergangene, gegenwärtige, und zukünftige sind ihrer würdig; aber alle Zeiten sind nicht so glücklich, ihrer zu genießen.

Unser Autor macht einen nicht schlechten Grundriß zu einem Buche, welches die Welt aufklären soll. Der erste Punct desselben betrift die Sorgfalt der Landesregierung, die übrigen alle bis auf den letzten findet er, wenn er will, in der Bibel; und dieses ist die Ursache, warum man meynet, daß durch die Aufklärung der christlichen Religion, auch alles übrige sich aufklären könnte. Alte Sitten, alte Tugenden, alte Frömmigkeit kenne ich so wenig als neue. Denn Sitten, Tugenden, Frömmigkeit, können nie einiger Abänderung unterworfen seyn; so wie die Laster. Die Liebe des Nächsten seit Erschaffung der Welt muß sich stets bis anitzo gleich seyn; und der Haß hat anitzo noch das nämliche Gepräge.

Die letzte Wissenschaft, daß alle Weltbürger ihr Leben so genießen, daß man es bequem, lange, und in jedem Betracht ruhig zu genießen habe, könnte unser Herr Rathgeber wohl am besten der Welt vor Augen legen, weil ihm die Mittel hierzu, seiner Angabe nach, allein bekannt seyn müssen. Wie unsterblich würde er sich nicht machen, wenn er Mittel vorschlagen wollte, wodurch der Landmann anstatt der Beschwerlichkeit und sauren Arbeit, solche bequem verrichten, und wie man von der Plage vieles Ungeziefers, als der Gölsen, Heuschrekken, der Sturmwinde, Kälte und anderer Unbequemlichkeiten nicht beunruhiget werden könnte; und wie der Arme, der Kranke, der Verunglückte sein Schicksal sich verbessern und bequemer zu machen lernen möchte. Er könnte uns belehren, wie Krieg, Krankheiten, Wolkenbrüche, Mißwachs, Landverderbliche Ueberschwemmungen, zu verhüten, und wie unfruchtbares Wetter, und tausend andere Uebel uns nicht mehr beunruhigen könnten. Diesen Commentar wollen wir ihn zu machen höflichst ersuchen.

Endlich fällt es ihm ein, daß die Religion auch zur Aufklärung gehöre. Diesen Plan einer neuen Religion bitten wir uns bald aus: oder bleibt er schon, wie er ist? Die Religion soll einfach seyn, und soll doch Gebote statuiren, aber keine, als die Polizeygesetze. Wie viel Gebote hat die Policey? Ich glaube sehr viele. Die christli-

che Religion hat in summa nur zwey, und in extenso zehn. Alle diese zehn Gebote müssen die Grundsätze einer guten Polizey seyn. Aber die Polizeygesetze sind nicht alle in diesen zehn Geboten enthalten. Um diese Religion auszuüben, braucht er nach seiner Meynung wenig Priester und Tempel. Möchte er uns doch belehren, wozu die Tempel dienen sollen; vermuthlich zum Gottesdienst? Sodann sind wenig Tempel unmöglich; es wäre ihm denn der Tempel zu Jerusalem und ein jährlicher Gottesdienst beygefallen. Wenn dieses ist, so hat er die in jedem Orte befindliche Judenschulen vergessen. Zur Probe wollen wir einen Tempel in Wien errichten. Alle Jahr komme das Volk nach Wien, daselbst habe es Priester, von denen es kann losgesprochen werden. In allen Orten seyn Schulen, wo es alle Sonntage unterrichtet wird, und die werden wir zur Ersparung der Priester, mit inspirirten Schneidern, Leinewebern, Wollkämmern, und andern solchen Schurzfellmännern besetzen. Solche hirnlose, lächerliche und abentheuerliche Plane kommen zum Vorscheine, wenn Leute von Religion sprechen, die selbst keine haben.

Endlich zeigt er noch zuletzt seinen Witz an jenen Vorwürfen, welche die von der römischen denen von der protestantischen, und hingegen wieder diese von der protestantischen jenen von der römischen Religion machen, wodurch leider sie sich einander selbst verunglimpfen.

Wenn unser Schriftsteller verspricht die Wissenschaften zu lehren, wie alle Weltbürger ihr Leben bequem, lange, und ruhig genießen können, so verschaffe ich zehntausend Subscribenten, die es baar bezahlen werden, zur Sicherheit seines Verlegers; doch nicht eher, bis man eine derselben gelesen, und probmäßig befunden hat. Und sollte es ihm gefällig seyn, uns den Plan der neuen Religion ausführlich vorzulegen; so bitten wir auch nicht zu vergessen, uns die Sinnbilder seiner heiligen Muster anzugeben, nebst ihrem Gebrauch, damit seine neuen Tempel nicht auch den Vorwurf zu befürchten haben, daß sie so nackt, und kahl, als jene der Protestanten wären.

Ueber den siebzehnten Brief.

Liebster Sidi! wenn du die fünf ersten Zeilen dieses Briefes liesest, so wirst du über das Abstracte derselben herzlich lachen müssen. Es ist sehr gut, daß die Franzosen so schwer teutsch lernen; denn wollte man dieselben übersetzen, und als Probe eines heutigen Philosophen ihrem Witz zur Critik aussetzen; so würden sie wohl in ihrem Wahne bestärket werden, daß es unter den Teutschen noch Köpfe gäbe, die eine Sache zu begrei-

greifen, sich viele Mühe geben, und die höchstens nur Wahrscheinlichkeit an den Tag bringen. So einfältig waren die Vorfahren unsers Witzlings nicht, daß sie das Gute und Böse eines Menschen der Erziehung allein zur Last geleget hätten. Unser Autor aber glaubt, daß man nur auf die Erziehung eines Menschen sehen dürfe, um zu wissen, warum er so sey.

Man braucht nicht viel, sich es zu abstrahiren und zu begreifen, daß er dieser fünf Zeilen wegen, in die er sehr verliebt seyn muß, seinen eigenen Menschenverstand glücklich preiset und bewundert, ja sogar darüber erstaunet, wie er auf den Grad der Cultur Trotz seiner Erziehung hat hinauf klimmen können.

Jetzt will er in einer kurzen Geschichte beweisen, wie viel die teutsche Nation durch die Erziehung von Geistlichen an ihrer Aufklärung verlohren habe. Nur die Teutschen sahen in der Finsterniß selbst, daß es Finsterniß sey, und viele catholische Provinzen Europens halten ihre Finsterniß sogar für Licht.

Hier giebt er uns die Finsterniß als etwas positives an, da er uns doch im sechsten Briefe klar genug erwiesen, daß sie nur als die Abwesenheit des Lichts etwas negatives sey. Er sagt uns dann, wie die Aufklärung ihren Anfang genommen, und lobt deren Fortgang; das Lächerlichste ist, daß er seinen Landesleuten die Hoffnung macht, daß sie

in einigen Generationen ihren männlichen Großvätern wieder etwas näher kommen werden. Der gute Mann glaubt also, daß zu Zeiten seines Großvaters Aufklärung und Toleranz geherrscht habe.

Nach diesem ziemlich vernünftigen Tadel, den unser Verfasser vorbringt, bemerkte er bey einem Spaziergange eine Anzahl Kinder, deren Sprache er nicht verstand, die zuweilen Ma bonne sagten, und von einem steifen Weiblein vor sich her getrieben wurden. Da er sich das nicht zu erklären wußte, wendete er sich wieder an Trautmann, der ihn belehrte, daß die Franzosen ihre Sprache schon verbessert gehabt, als die Sprache der Teutschen noch arm, rauh und ohne System war. Alle Nationen hätten französische Sitten, Politur, Sprache und Thorheiten angenommen. Mit dieser Sprache wären in Frankreich Bücher als Meisterstücke jeder schönen Kunst, selbst in der Philosophie, schon eingeführet worden, als man in Teutschland die Namen der Wissenschaften kaum gekannt hätte. Die Franzosen wären deshalb so stolz, daß sogar einer ihrer Jesuiten die Frage aufgeworfen habe: Ob es einem Teutschen je möglich seyn werde, Genie zu besitzen? Aber die Sache habe sich gewendet, die Teutschen hätten ihre Sprache seit zwanzig Jahren, zu einer Stärke, Reinigkeit, Ründung, und Geschmeidigkeit gebracht, daß wenn sie auch nicht die erste, doch eine der ersten Sprachen von Europa sey. Es ärgere die Franzosen, ihr Ansehen, da

sie

sie in allem, was Witz, Wissenschaften und Geschmack betrift, den Ton angaben, und ihre Sprache in Teutschland allmählich verschwinden zu sehn, deswegen die französischen Gecken alles, was teutsch sey, bey jeder Gelegenheit herunter setzten.

Aus diesem kannst du abnehmen, was diese Teutsche hier selbst eingestehen, wie viel sie der französischen Nation zu verdanken, und daß sie von ihr ihre Wissenschaften und Philosophie erhalten haben, die aber dieses Geständnisses ungeachtet, dies dennoch nicht zugeben, sondern, wie du vorhin gehöret hast, glauben, daß sie das wenige Licht, was ihnen seit zwanzig Jahren etwas helle scheinet, aus ihren eigenen Kräften in ihrer Finsterniß sich selbst erschaffen hätten. Trautmann hat recht, daß man über den Eigendünkel einiger Franzmänner lachen muß, aber nicht über die ganze Nation. So machen es alle Nationen. Die Römer erhielten den Unterricht von den Griechen; sobald dieselben sich selbst bilden konnten, jagte Cato alle griechische Sprachlehrer aus Rom. Alle Länder, welche durch Teutschland aufgekläret worden, werden es nicht besser machen.

Trautmann zieht nun diejenigen Franzosen und Französinnen, welche die teutschen hohen Häuser von Strasburg verschreiben, und ihre naseweise Dreistigkeit und Verachtung gegen alles, was teutsch und gründlich ist, noch heftig durch. Aber liebster Sidi! ich muß unparteyisch sagen, daß unerach-

erachtet die teutsche Nation gröstentheils so aufgeklärt ist, als die Franzosen, sie dennoch durch ihre Sprache nicht so naif, als die Franzosen, sich ausdrücken könne. Schade, daß die Franzosen sich nicht so auf die teutsche Sprache legen, als die Teutschen auf die französische. Viele Bücher, die von Teutschen geschrieben worden, würden durch Uebersetzungen in die französische Sprache sehr gewinnen; dahingegen alle französische Bücher, welche aus dem Französischen ins Teutsche übersetzet werden, stets etwas von ihrem Witz und Annehmlichkeit, ich will nicht sagen von ihrer Gründlichkeit, verlieren.

Ich muß dir frey gestehen, ich liebe die teutsche Sprache, aber ich bin mit ihrer Verbesserung gar nicht zufrieden. Die Teutschen suchen fremde Wörter unkenntbar und sich solche widerrechtlich eigen zu machen. So haben z. B. die Römer das Wort Philosophie von den Griechen angenommen, von den Lateinern haben es Franzosen, Italiäner und andere übernommen, doch keine Nation hat dieses Wort mehr um sein altes Ansehen und seine Ahnen geplündert, als einige Teutsche. Wer war denn der Gesetzgeber, Filosofie zu schreiben, warum nicht Vielosovieh. Man hört es doch, daß es kein teutsches Wort ist; und wollen sie hierdurch eine Reinigkeit ihrer Sprache erzwingen, oder wohl gar ihren Scharfsinn und Witz zeigen, so werden sie sich bey andern Nationen lächerlich machen. Dieses

ses Beyspiel sey genug, sie, wenn es möglich, von dieser Thorheit abzuleiten.

Die Verschönerung einer Sprache bestehet hauptsächlich darin, mit wenigen Worten viel sagen zu können. Die italiänische und französische als lebende Sprachen gehen der teutschen hierinnen vor. Die lateinische hat sich eben deswegen lange erhalten, und ihrer Energie halber verfaßten die Gelehrten ihre Schriften lieber in lateinischer, als in der teutschen oder in einer andern Sprache; weil sie nicht so viele Worte, als in der teutschen oder einer andern Sprache, nöthig hatten.

Zuletzt schmählt Trautmann noch über die geistlichen Hofmeister, Mentors, Informators, Reisegefährten, Gesellschafter u. s. w. Unser Briefsteller erkennet, daß der gute Trautmann auch seine Paradoxen habe.

Ueber den achtzehnten Brief.

Dieser Brief handelt von den Ehen der Christen. Wenn ich nicht selbst in Teutschland gewesen wäre, so würde mir dieser Brief ganz falsche Begriffe davon beygebracht haben.

Der

Der Verfasser spricht, als ob er bey uns verheyrathet gewesen wäre, er kennet nicht einmal das Uebel der europäischen Heyrathen, geschweige der unsrigen. Ich meines Theils will lieber nach unserer Weise leben, ich habe meine Weiber, bey den Christen hat ein Mann nur ein Weib. In Wien aber hat öfters ein Weib zehn Männer; und da weis man eigentlich nicht, wer der rechte Vater zu den Kindern sey. Der, welcher ein solches Weib geheyrathet, muß Vater und Ernährer seyn, und sie als seine Kinder lieben. Dieses fällt ihm nicht schwer, wenn er es nicht weis, wenn er aber Verdacht und Zweifel hat, was kann da für väterliche Kindesliebe seyn? Und doch wünscht der Verfasser herzlich, ein halb Dutzend heyrathen zu dürfen; wenn dann seine Weiber alle so untreu wären, als jetzt die mehresten einzigen Weiber sind, welch eine Unordnung würden sie nicht anrichten, und würde man nicht genöthigt seyn, solche Unordnung durch das Einsperren, wie bey uns, zu verhindern?

Alle Weiber, welche in Wollust und Müßiggang ihr Leben zubringen, sind von diesem Schlage. Als ich in Wien war, wußte ich gleich, wie es in einem Hause zugieng. War Ihre Excellenz, die gnädige Frau, noch um eilf Uhr bey der Toilette, so fand man da Toilettevisiten, von verheyratheten und ledigen jungen Herren. Nur wenige Frauen waren früh um acht Uhr beym Frühstück, und schon angekleidet oder mit häuslichen Angelegenheiten

ten beschäfftigt; diese lebten aber auch nicht nach der Mode, und ihre Ehemänner hatten nicht Ursache, eifersüchtig zu seyn.

Doch glaube mir, Sidi, auch unter den Christen, besonders bey dem arbeitsamen Theile, und unter den für das Wohl ihrer Kinder sorgenden Eheleuten, giebt es vergnügte Ehen. Um es sich zu abstrahiren, und zu begreifen, warum ein Weib so sey, wie sie ist; und wie sie das ward, was sie ist: darf man hauptsächlich nur auf die Erziehung derselben sehen, und man findet leicht, warum in Wien die christlichen Ehen ganz anders ausfallen, als an andern Orten Teutschlands. Begehet auch ein Eheweib bey Gelegenheit daselbst eine kleine Untreue, so läßt man solche nicht kund werden, und so wird die wahre eheliche Liebe und der Hausfrieden nicht gestöhret. Allein in Wien, weis oft der Herr von den Liebes-Intriguen seiner Frau, und die Frau weis das nämliche von ihrem Manne, ja bisweilen giebt eines dem andern selbst dazu die Gelegenheit.

Ich halte es immer für ein Laster, wenn man sich den Gesetzen der Religion nicht unterwirft. Und was soll man von den Catholiken denken, die es für ein Sacrament erklären, und dennoch öffentlich solche Ausschweifungen begehen! Die Protestanten halten die Ehe auch für heilig, aber für kein Sacrament, und leben vielleicht besser.

An allem diesen Uebel sind die Männer am meisten Schuld; sie haben Gelegenheit genug, ihre Frau vor der Hochzeit kennen zu lernen, und ihre Gattin zu wählen. Allein diese junge Herren haben sich von ihrer Jugend an, schon an allerley Lüderlichkeiten gewöhnet, und halten, arme, unschuldige Mädchen zu verführen, für einen Heldenruhm; endlich schreiten sie zur Heyrath, nach kurzer Zeit verlassen sie ihre Gattin, und gehen der alten Gewohnheit nach; die Frau sieht sich verlassen und rächet sich; schändliche Krankheiten und sieche Kinder sind dann die Früchte dieser Lebensart.

Das wohlerzogene schöne Geschlecht schreitet nicht gerne zu einer solchen Rache, allein die Nachstellung ist zu groß; jeder, der die Lebensart des Gatten einer solchen Frau kennet, suchet sie zu seiner Eroberung zu machen, und gewinnet nicht der eine, so verführet sie doch ein anderer, oft durch die Vorstellung der Untreue ihres Mannes.

Der Umgang mit dem schönen Geschlecht ist in Wien angenehm, jedoch habe ich wegen ihrer Flatterhaftigkeit wenig Freude gehabt; ihr ausgelassenes freches Wesen gefiel mir nicht: aber es giebt doch viele, die mit Anmuth und Wohlanständigkeit sich betragen, deren Umgang sittlich, gesprächig und angenehm ist, woran ich mich oft ergötzt habe. Das Beste in Wien ist, daß man allerley Gesellschaften antrift, von welchen man sich

die-

diejenige, die einem am anständigsten ist, wählen kann.

Ich fürchte nicht, daß unser Projectmacher mit Einführung der Vielweiberey, oder mit den zeitigen Stiefchen bey dem schönen Geschlecht Beyfall erhalten werde. So tief, glaube ich, ist der Leichtsinn bey demselben noch nicht eingewurzelt.

Lies das schöne Gespräch, Sidi, und die übrigen Geckereyen von den christlichen Ehen; glaube aber nicht, daß ganz Wien an solchen schönen Sächelchen Gefallen hat. In Wien sind Tugend und Wohlanstand noch nicht verschwunden.

Ueber den neunzehnten Brief.

Unser Quodlibetmacher kann von der Reformation nicht wegkommen, und da bediene ich mich wieder meines christlichen Freundes; denn ob die christliche Religion mir wohl so ziemlich bekannt ist, so kann ich mich doch in allen nicht nach Wunsch finden.

Die Frage: Ob Spött mit Toleranz sich vertrage? soll in diesem Briefe entschieden werden, und über diese Worte wird hier sehr vieles geplaudert. Unser schöner Geist hält es mit denen, welche behaupten, es schade der Toleraz nicht, ir-

rige Begriffe als irrig, und lächerliche als lächerlich darzustellen. Ich selbst würde ihm blindlings meinen Beyfall gegeben haben, wenn mein christlicher Freund mir diesen Wahn nicht benommen hätte. Seine Erläuterung ist folgende: Du siehest, sprach er, daß dein Autor stets von Philosophie, von Begriffen, von Grundsätzen, und Denken als ein Besessener spricht, und du findest an ihm weder eins noch das andere. Du selbst hast es erwiesen, du glaubest aber dennoch, daß man ihm das Denken nicht absprechen könne und dafür behüte mich auch Gott. Nur dieses sage ich frey, er denkt durch sein papiernes Fuhrwerk, durch seinen Freund Trautmann, durch etliche Brillen und andere, die eben solche Irrgeister sind, wie er. Er ist eben wie dein Papagoy, was der hört, plaudert er zuweilen eben so a propos her, als dein Freygeist. Hier, guter Freund, zeigt er, daß er die Grenzen des Spottes, und der Satyre nicht kennet. Er glaubt, die Toleranz bestehe nur in der Unterlassung des Hasses und der Verfolgung. Eine Satyre könne ihr nicht schaden.

Wie weit er die Grenzen der Satyre überschreitet, sieht man aus den niedrigen Benennungen, womit er die Diener aller geoffenbarten Religionen belegt. Diese sind schon mehrentheils Beschimpfungen. Wer würde nicht lachen, wenn ich, ein Beyspiel der Satyre zu geben, den Pabst einen Champion, die römische Geistlichkeit Faulthiere, Stinkthiere, eine religiöse Heuschreckenbruth, Betrüger,

trüger, u. s. w. nennte. Würde nicht jedermann sagen, das heißt ja geschimpft? Oder, wenn ich den Pabst den Mufti von Rom, die Mönche Derwische, die Jesuiten Janitscharen, die protestantischen Pastoren Wolkenkrägler, den Calvin Hans Kahlkopf, nennte; wenn ich Jesuiten mit Husarenstiefeln, mit Lakaienröcken, mit Perückenköpfen vergliche, würde man nicht sagen, das sind ja Spottreden.

Laßt uns nun von der Satyre auch ein Beyspiel sehen. Ich sage z. E. ein wunderbarer Weg ist es, wenn man, um zur triumphirenden Kirche zu gelangen, Gras und Wurzeln fressen, nackt herum laufen, sich nackt im Schnee wälzen, drey Wochen lang auf einem Fuße stehen, oder einen wo nicht beyde Aerme grade gen Himmel halten, sich zerpeitschen, selbst peinigen und allen Umgang mit Menschen fliehen will; sind diese Thorheiten nicht lächerlich, und verdienen sie nicht bestrafet zu werden! Dieses kann ich keine Beschimpfung einer Religion nennen, ich zeige nur das Ungereimte, wodurch man sich glücklich machen will, und den Endzweck der Religion zu erfüllen gedenkt.

Ein anderes Beyspiel könnte seyn. Wenn ich schreibe: Muß man sich nicht verwundern, wenn ein sterblicher Mensch sich unterfängt, über einen vor hundert Jahren Verstorbenen, dessen Lebenswandel keine lebendige Seele gekannt, für baare Bezahlung eine Untersuchung anzustellen, ob er wegen sei-

nes geführten Lebenswandels verdiene, unter die Zahl der Himmelsbürger versetzet zu werden.

Diese zwey Beyspiele könnten noch für Satyren paßiren, welche der Duldung keinen Abbruch thun. Dein Autor selbst gestehet dir ein, daß die Unterlassung des Hasses und der Verfolgung die Toleranz ausmache. Aber kann man wohl seinen Haß besser, als durch Schimpfwörter, und Verspottung an Tag legen? dies war aller Verfolgungen Anfang und Todtschlag das Ende. Wenn unser Autor nicht unter dem Schutz der stehenden Armeen wäre, würde er nicht längstens zur Verantwortung und zur Strafe gezogen seyn; und würde man nicht eben solche Unruhen und Verfolgungen zu gewarten haben?

Die Toleranz verstattet nur, daß man die Mißbräuche, den Aberglauben, und das Fehlerhafte einer Religion, und überhaupt alles, was zum Schaden und Nachtheil des Staats ihr anhängt, erweise und abschaffe. Wenn ich sage, die Christen taufen und werden getauft, und dieses ist der Anfang ihrer Religion: so schadet die Taufe weder dem Staate noch dem Monarchen. Der Staat erhält einen Bürger, welcher durch die Taufe in der Kirche aufgenommen wird, und welcher durch sie sich verbindlich macht, allen Lastern zu entsagen, nach dem Willen Gottes zu leben, an Christum zu glauben, und seinem heiligen und tugendhaften Beyspiele nachzufolgen. Diese Verpflichtung

eines Bürgers, Lebenslang tugendhaft zu seyn, ist dem Staate am nützlichsten, und auf solchen Bürgern beruhet das Wohl desselben und des Monarchen.

Hingegen wenn ich sage, die Geistlichkeit, welche bezahlet wird, sollte diese Handlung an dem Orte, wo das Kind gebohren ist, verrichten, und selbst es zu taufen dahin gehen, nicht aber das Kind in die Kirche tragen, und zu sich bringen lassen, weil einem neu gebornen Kinde die rauhe Luft, besonders bey großer Kälte, schädlich werden könnte, welches vielleicht eine physikalische Ursache mit seyn möchte, warum so viel junge Kinder sterben: so könnte dawider gar keine Einwendungen statt finden, weil bey vornehmen Leuten sie größtentheils die Kinder in den Häusern taufen. Auch die Nothtaufe beweist, daß es nicht nothwendig sey, die Kinder zur Taufe in die Kirche zu tragen. Hierdurch würde dem Staate ein wirklicher Nutzen zuwachsen, und durch Abschaffung dieses Mißbrauchs weder dem Wesentlichen der Taufe, noch der Religion Abbruch geschehen.

Wenn ich hingegen die Auferstehung der Todten, oder die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen verspotten, und als irrige Begriffe beweisen wollte, handelte ich gegen die Toleranz. Dieses Beyspiel zeiget klar, daß die Duldung darinnen bestehe, die wesentlichen Begriffe dreyer oder mehrerer Religionen, sie mögen irrig

oder gewiß, falsch oder wahr seyn, wenn sie nur dem Wohl des Staats nicht entgegen sind, nicht zu unterdrücken, zu beschimpfen oder zu verspotten, ja nicht einmal lächerlich zu machen, sondern sie gegegen alle Verhinderungen und Widersprüche zu schützen. Es sind daher auch dem Priester alle Controverspredigten, und den Gemeinden alle Unterredungen von der Religion in toleranten Ländern verboten. Spöttereyen über die Auferstehung sind dem Staate nachtheilig. Wehe dem Staate! dessen Bürger allgemein eine Auferstehung und ein jüngstes Gericht läugnen. Wird nicht jeder Bürger trachten, die beste Rolle in der Welt zu spielen, und sich über alle bürgerliche Gesetze hinauszusetzen? Warum, würde er denken, soll ich schlechter seyn, als meine Obrigkeit? warum soll ich diese Welt nicht so gut genießen, als der Fürst? Wer ist der Fürst, wer ist meine Obrigkeit? Sie sind meines Gleichen, sie haben eine unrechtmäßige Gewalt sich über mich angemaßet. Ich habe ja nichts zu befürchten, als den Tod oder eine kurze Pein. Es ist ja besser, geschwind zu sterben, als so elend und verachtet in der Welt zu leben. Sobald aber die Religion ihnen sagt, daß ein Gott sey, der alles in der Welt geordnet, daß keine Obrigkeit vorhanden, welche nicht von Gott verordnet, und ihnen an Gottes Statt zum Gehorsam vorgesetzet worden; daß sie verpflichtet sind, der guten wie der bösen Obrigkeit unterthänig und gehorsam zu seyn; und daß Gott uns alle dereinst von

den Todten erwecken, und beydes Obrigkeit und Unterthanen richten werde: dann beruhiget sich der Bürger, und schickt sich in sein Verhängniß mit Geduld.

Arme, Krüppel, Blinde, Unglückliche, Bedrückte, Unrecht Leidende, im Schweis ihres Angesichts ihr Brod Gewinnende, haben auf dieser Welt nicht viel Freude und Gutes zu hoffen; sie würden nicht mit Geduld den Uebermuth ihrer Hochgebornen, und deren Gestrengen ertragen, wenn sie nicht mit einem Himmel und den zukünftigen Freuden getröstet würden, wo sie ihren Fürsten und deren Beamten gleich werden sollen. Nichts als die Religion kann einem Staate diese Vortheile verschaffen. Glaubt jemand einer Auferstehung nicht würdig zu seyn; warum soll er sich denn unterfangen, durch seine verruchte Lehre dem Staate diesen Vortheil zu entreißen!

Unglücklicher Staat! in welchem ein Monarch von solchen Grundsätzen eingenommen wäre. Seine besten Handlungen würden dir stets zum Nachtheil gereichen.

Eben so unglücklich würde ein Staat seyn, in welchem ein Monarch der Vertheidiger absurder Kirchengebräuche, oder Geheimnißvoller Meynungen einer herrschsüchtigen Geistlichkeit werden, und ihren blinden Verfolgungsgeist unterstützen wollte.

Vernünftige Gelehrte werden die Mißbräuche, den Aberglauben, die Vorurtheile, und Bedrückun-

gen, worein die wahre Religion verhüllet ist, entschleyern, ihr unächtes zur Religion gar nicht Gehöriges erweisen, und ohne Verstellung solches dem Staate nennen. Besonders jene, welche dem Staate zum Nachtheil gereichen; denn in der wahren christlichen Religion befindet sich nichts, was dem Staate schädlich wäre.

Die Satyre ist über die Religion nunmehr unnöthig. Ihre Geisel, welche nur in jenen Zeiten nöthig war, in welchen die Wahrheit zu reden einem Gelehrten Marter und Tod droheten, kann ruhen. Findet sie Gegenstände, von welchen zu reden uns ein Stillschweigen auferlegt ist, dann soll sie ihre Pflicht verrichten, und die Welt wird solches mit Dank erkennen.

Ueber den zwanzigsten Brief.

Hier wird von der Buchdruckerkunst der Teutschen, und von teutschen Gelehrten geredet. Du kannst dir leicht vorstellen, daß diese, weil jeder Kaufmann seine Waare lobet, sehr herausgestrichen wird.

Die Buchdruckerkunst, wenn sie nie gemißbraucht würde, wäre nicht genug zu loben. Sie dienet aber eben so gut zur Fama der Unwahrheiten,

ten, Lügen, zu Verbreitung verführerischer Schriften, irriger Begriffe, Verläumdungen, Aufwiegelungen, zu Beschimpfung des Nebenmenschen, dessen Unschuld und Rechtschaffenheit dadurch unbillig gekränket wird, und zu anderen übeln und schändlichen Sittenverderblichen Schriften. Eben dadurch verliert sie einen großen Theil ihres Werths. Wäre ihr nur dasjenige kund zu machen erlaubet, was zum Nutzen und Besten der menschlichen Gesellschaft dient, beschäftigte sie sich nur mit Verbreitung der Wahrheiten, mit Nachrichten, zur Aufklärung und Verbesserung des Menschengeschlechts, alsdann verdiente sie warlich vor vielen andern Künsten den Vorzug, und niemand würde ihre Verdienste verkennen.

Da unser Autor keinen bessern Freund auf des lieben Gottes Erdboden zu haben scheint, als den Preßbengel, (welches ein zierlich Wienerischer Ausdruck nach der alten Sprachkunst ist) so lobt er daher auch nach seiner gewöhnlichen Uebereilung dessen Wunder. Nicht er, sondern der Preßbengel hat uns diese Briefe geliefert, gieb nicht ihm, sondern seinem gebrauchten Preßbengel die Ehre. Und wenn du das nicht glauben willst, so höre, worinn ein Gelehrter bestehe, oder was ein Gelehrter sey.

Ein Gelehrter ist der, der den Preßbengel wirken macht. Der den Preßbengel nicht wirken macht, ist kein Gelehrter; bevor du also den Preßbengel nicht wirken machst, bist du kein Gelehrter; sobald du ihn aber wirken machst, so erhebt dich der

Preßbengel in den Stand der Gelehrten, durch seine Wunderkraft. Daher kömmt es, daß so viele Gelehrte mit ihrem Preßbengelsdecret erscheinen, die nicht viel gelehrter sind, als wie der Preßbengel selbst. Wie der Preßbengel den Händen seines Leiters und ihrem Druck sich unterwirft und Folge leistet, so folget auch mancher dieser Preßbengels-Gelehrten dem Druck seines papiernen Fuhrwerks, und seiner anmaßlichen Freunde, welche sich seiner bedienen, wie sie es nur wollen.

Ich kann nicht leugnen, daß er mit Nestorianischer Beredsamkeit das Schicksal der Gelehrten vertheidiget. Er sagt ausdrücklich, daß seine Rede nur von den eigentlichen Gelehrten gültig sey; mit ein wenig seiner Paradoxen vermischt, verfällt er in seiner fliegendeu Hitze auf die Verächter der Broschürenschreiber. Nachdem er sie ein wenig mit seiner Geisel wie er glaubt, gezüchtiget, fordert er sie in dem ersten Ausfall gegen die Broschüren auf, nur einen Bogen ihres eigenen Gemächtes drucken zu lassen. Dadurch will er diese Herren überzeugen, wie viel Gedankenordnung es erfordere, einen Bogen von mittelmäßigem Werthe zu schreiben.

Es ist Ungerechtigkeit, gegen die kleinen Schrifthefte zu schreyen, ihr relativer Werth ist öfters größer, als der Werth mancher schweren und dicken Folianten.

Warum hat er denn im siebzehnten Briefe den armen Franzmännern ihre Cours d'education,

Pré-

Précis de toutes les sciences, und Abregé de Morale, d'Histoire u. a. so übel ausgeleget, wo er und Trautmann sie verspotten, daß sie alles in Abregés gebracht? Bey ihm gilt das Sprichwort nicht mehr ars longa, Vita brevis. Und er beschenkt uns mit einem ganz neu gesagten Satz: Bücher bilden Gelehrte; Broschüren bilden Menschen.

Woher, Sidi! mögen wohl die ersten Bücher gekommen seyn, welche die ersten Gelehrten gebildet. Broschüren, spricht der ganz neue Satz, bilden Menschen. Aber was für welche? Du kannst dir ihren Nutzen leicht vorstellen, unter zehn Stück sind selten zwey Stück etwas nütze; und diese finden oft nach dem verdorbenen Geschmack des Volks keinen Beyfall; denn solches ist schon gewohnt, Beschimpfungen, Verspottungen, Schnacken, Tadel, Satyren, wodurch die, denen es angehet, nur gar zu kenntbar gemacht werden, zu seiner Unterhaltung mit baarem Gelde zu bezahlen.

Diese schönen Sächelchen verdunkeln den Glanz rechtschaffener Männer, welche mit ihrem Unterricht für das Volk entweder zurück bleiben, oder sich nur unter der Larve von Broschüren hervorwagen, um nicht unter ihrer wahren Gestalt bey dem ersten Anblick verachtet und verworfen zu werden.

Zuletzt giebt er den Herren Recensenten eine Lection. Aber auch unserm Autor wünschte ich einen Arzt, der bey ihm die Hyäne des Religionshasses gänzlich ersticken könnte.

Ueber

Ueber den ein und zwanzigsten Brief.

Dieser Brief enthält das Lob der teutschen Nation, und ich kann dich versichern, Sidi, daß die Teutschen das Herz aller europäischen Nationen sind. Von ihnen wurden viele Thronen besetzet und die größten Monarchien beherrschet. Rußland hat eine teutsche Regentinn, und die künftigen Thronfolger von Rußland sind von wahrem teutschen Geblüte. Dännemark, Schweden, Großbrittanien sind lauter teutsche Sprossen. Auch Pohlen wurde durch einen teutschen Fürsten regieret, und wie sehr wird es die Pohlen nicht gereuen, sich von dem Hause Sachsen getrennet zu sehen. Böhmen und Ungarn, welche Wahlkönigreiche gewesen, haben sich unter die Bothmäßigkeit des Hauses Oesterreich begeben, und sich für Erbkönigreiche erklärt. Es ist auch noch nicht lange, daß der Baron Neuhof ein Teutscher von den Corsen zu ihrem Könige unter dem Namen Theodor ernennet wurde, welchem es nur an Unterstützung gefehlet, sich auf seinem kleinen Throne zu erhalten.

Du siehest hieraus, daß der Teutsche ganz besondere Eigenschaften haben muß. Durch ganz Europa, in allen Ländern und Königreichen, dienen

nen die Teutschen als Soldaten. Vor Alters warf man ihnen vor, daß sie dem Trunke ergeben wären, hingegen hielt man sie für die redlichsten Leute unter der Sonne. Jetzt sind sie zwar dem Trunke nicht ergeben, aber ihre Redlichkeit ist auch nicht so stark und unerschütterlich, als ehemals. Doch will ich lieber mit zehn Teutschen, als mit einem von einer andern Nation in Europa zu thun haben.

Es übertrifft aber eine Provinz die andere, weil man in einer Provinz mehr Redlichkeit und Gutes, als in der andern antrift. Ein teutscher Gesandter an die Römer hatte das Herz, den Römern zu sagen: Sie fürchteten in der Welt nichts anders, als daß der Himmel einfallen möchte. Auch fiel es den Römern, ob sie gleich aller Orten siegten, dennoch unmöglich, die Teutschen völlig unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen.

Uebrigens critisiret unter Ministerling die kleinen teutschen Fürsten über die Maßen, und ganz ausgelassen, deren Länder er alle an seinem Schreibpulte erobert.

Ueber den zwey u. zwanz. Brief.

Zuletzt zeiget er uns seine Regierungskunst in einem so kurzen Grundriß und so zuckersüß, daß einer Lust bekommen könnte, einen solchen Monarchen zu haben. Ich glaube, daß kein Monarch in der Welt mit einer solchen Leichtigkeit ein Land regieret hat, als er es im Stande zu seyn, sich zutrauet. Schade, daß die Vorsicht ihm nicht seines gutlaunigten Herzens wegen etwas weniges zu regieren hat zufließen lassen, damit er den großen Regenten ein Beyspiel en miniature hätte werden können.

Allein vor diesesmal wüßte ich nicht, wie er ein lebendiges Muster der Regierung werden könnte, er müßte denn ganz begeistert von diesem Triebe, in einer teutschen Opera uns die ganze Regierung eines so gutlaunigten Königs und dessen gutlaunig gemachten Volks, nebst den zweyen so höchst nothwendigen Departements, einer Geschmackscommißion und eines Liebestribunals, vorstellen, und in der Aufführung die Rolle des Monarchen selbst über sich nehmen.

Siehe, mein liebster Sidi! so sehr sind viele Europäer in sich selbst verliebt, und meynen, daß nur sie im Stande wären, eine vollkommene Regie-

gierungsform zu errichten; und daß, wenn sie zu Regenten gebohren worden wären, alsdann ein Reich durch sie gewiß glücklich gewesen seyn würde. Dieses meynt auch unser Autor. Wer aber seine Briefe liest, und nur wenig Einsicht hat, kann sich leicht vorstellen, daß er als Regent sich gewiß nicht sehr mit beschwerlichen Regierungssorgen und Geschäften bemengen, sondern solche seinen Departements völlig überlassen würde. Er selbst würde seine Zeit mit seinen zwey Lieblingsdepartements poßierlich genug zugebracht, und seinen Weibern, zur Abwechselung, Feten gegeben haben, welche Lustbarkeiten dem Staate eben so hoch, als die stehenden Armeen, zu stehen gekommen seyn würden. Europa hat davon Beyspiele gehabt.

Nachschrift.

Vor einigen Tagen erhielt ich wieder einige teutsche Bücher, und die marokkanischen Briefe darunter. Ich glaubte, daß es andere wären, beym Lesen aber fand ich, daß es eben dieselben wären, über welche ich dir meine Meynung zuschicke; nur auf dem Titelblat stand, daß es schon die zweyte vermehrte und verbesserte Auflage sey. Ich finde weder Vermehrung noch Verbesserung. Ich schicke sie dir gleichfalls. Von dem sechsten Briefe an habe ich mich schon nach dieser Verbesserung gerichtet.

Ich schicke dir auch noch ein Buch, welches mir mein Correspondent mitgeschickt, und versichert hat, daß es aus der nämlichen Feder, aus welcher die marokkanischen Briefe geflossen, herkomme. Es heißt: Briefe aus Rom. Ich versichere dich, daß mir solche viel Vergnügen verursacht haben, und ich wundere mich sehr über das muthige Unternehmen des römischen Kaisers, daß derselbe so viele alte eingewurzelte Mißbräuche, wie diese Briefe beweisen, in so kurzer Zeit aufheben und zerstören können.

Leugnen kann ich es nicht, daß ich nicht ein Vergnügen daran hatte, und zuweilen über die Schalkheit und Bosheit des Schriftstellers, er mag seyn wer er will, herzlich lachen mußte. Meinem Correspondenten aber konnte ich es nicht verzeihen, daß er mir glaubend machen wollte, die marokkanischen und die Briefe aus Rom wären von einem Schriftsteller. Es kann seyn, daß ich in meiner guten Laune noch mehr auf dieses Buch hielt, weil ich nichts fand, was der geoffenbarten Religion, vielweniger den drey Religionsstiftern eine Verachtung zuziehen konnte; sondern daß aller Spott über die Mißbräuche der römischen Kirche ausgegossen wurde.

Du weist es, Sidi! daß wenn mir etwas angenehmes zukommt, ich solches gerne mit meinen Freunden theile. Mein christlicher Freund, welcher oft

oft über den Hochmuth, Eigennutz; Grausamkeit seiner Geistlichkeit, besonders über das Betragen der Jesuiten sich schon vor vielen Jahren beklaget hatte, wurde sogleich herbey gerufen, um ihm dadurch ein Vergnügen zu machen. Er kam, und mit seiner ihm gewöhnlichen Freymüthigkeit sagte er zu mir: Hast du wieder so schöne Broschüren bekommen, als die Marokkanischen Briefe sind. Es verdroß mich dieses ein wenig, und ich konnte ihm solches nicht verbergen; sondern sagte: Mein lieber Freund! du fällest allezeit ein voreiliges Urtheil, lies sie erst, und dann wirst du gestehen, daß ich dir hiermit eine Freude machen, und etwas zum Lachen, und zur Unterhaltung vorlegen wollen. Er schwieg und las stille, — — — laut aber von Zakkaria Päbstlichen Geheim-Schreiber — — — herausgegeben von einem Protestanten. Du kennst ihn, wenn er den Kopf schüttelt, diesmal aber war sein Kopfschütteln etwas hastiger als sonst. Ey! Ey! sprach er, Protestanten! sind denen auch schon die Federn gewachsen, der herrschenden Religion bittere Vorwürfe zu machen. Sie sollen stille, mausestille seyn, und predigen, so lang und so viel sie wollen. Was gehet sie die römische Kirche an. Er warf das Buch weg, als wenn es eine Sentenz wäre, durch welche er einen wichtigen Proceß verspielt hätte.

Wenn ich ihn nicht gekannt, wenn ich nicht seiner aufrichtigen Freundschaft so vieles zu ver-

danken hätte; so hätte ich mich diesmal ziemlich mit ihm herumgezankt. Allein, ich schwieg, und ließ ihm ein wenig Ruhe, fragte ihn nach andern Sachen, und lenkte dann nach und nach das Gespräch wieder auf dieses Buch, und bezeigte ihm meine Verwunderung, daß er über solches sich so erzürnte, da er doch so viele von Protestanten geschriebene Bücher gelesen, und sie mir selbst angerühmet hätte. Ey, sprach er, ich bin kein Feind von den Protestanten, aber doch sollten sie sich nicht um die römische Kirche bekümmern; und gleich bey der jetzt anfangenden Reformation auch drein sprechen. Sie sollten froh seyn, daß der römische Monarch ihnen so viele Freyheiten verstattet; was wollen sie? Sich verhaßt machen? Nur durch ein ruhiges Betragen können sie hoffen, in dem Besitz ihrer Freyheiten zu bleiben. Ich erzehlte ihm dann, daß mein Correspondent mir geschrieben, daß der Verfasser der Marokkanischen Briefe auch dieses Buch sollte geschrieben haben; daß ich aber in der Denkart einen grossen Unterschied fände, daher möchte ich auch seine Meynung wissen, und was er davon halten werde, wenn er dieses Buch gelesen hätte.

Er nahm das Buch und las stille vor sich die Vorrede. Nachdem er solche gelesen, sagte er mir, der Correspondent wird vielleicht recht haben, denn die Vorrede ist sowohl in der Schreib- als Denkart mit den Marokkanischen Briefen einerley.

Er bat mich, ihm das Buch mitnehmen und bedachtsam durchlesen zu lassen, alsdann wollte er mir seine Meynung aufrichtig sagen.

Nach zwey Tagen kam er und legte mir lächelnd das Buch hin. Nun fragte ich, hast du es gelesen? Hast du dieses Buch nicht unterhaltend und fein gefunden? ich weis, du wirst auch einigemal dich des Lachens über die boshaften und leichtfertigen Einfälle des Schriftstellers nicht haben enthalten können. Mein bester Freund, du weißt, lachen ist nicht meine Gewohnheit, allein hier habe ich manchmal herzlich und laut lachen müssen; deswegen bin ich auch recht begierig gewesen, deine Meynung zu hören. Lächelnd fieng er an, ich muß selbst lachen, und glaube es dir wohl, alter Freund! daß du hast lachen müssen; dir kann dieses Buch unterhaltend, lächerlich, und auch wohl sehr nützlich scheinen. Ich aber, als ein Christ, der ich allen darinn lächerlich gemachten Thorheiten und Mißbräuchen, und aus einem Menschenliebenden Herzen, dem Verfolgungsgeiste, und noch mehr den Inquisitionsgerichten herzlich feind bin, und sie für die größte Schande eines christlichen Volks halte, welches alle Menschen, sie mögen seyn von welcher Religion sie immer wollen, nach den Lehren Christi lieben sollte; ich kann nur dieses sagen, daß dieses Buch von keinem Protestanten heraus gegeben worden sey', denn solche kennen nicht alle hierinnen angeführte Bosheiten,

und gespielte Intriguen des Pabstes und seines Cleri. Es ist gewiß von einem, hierinnen gut unterrichteten Wiener nach dem Geschmack des Volks verfaßt, und es kann wohl seyn, daß dein Correspondent nicht unrecht hat, und der Herr Autor hier nur in einem andern Gewande seinen Witz hat sehen lassen. Der Spott dieses Buchs erstreckt sich nicht blos auf die Mißbräuche der Religion, sondern durch den Mißbrauch vieler Stellen der Schrift, verbreitet sich der Spott auch über das Wesentliche der christlichen Religion. Ich kann und muß dir einige Stellen hersetzen. Im ersten Briefe werden die Worte, wenn sie einfältig sind, spottend vorgebracht. Wenn die Schrift spricht, selig sind die Einfältigen, so wird nicht eine Dummheit verstanden, und wenn sie sagt, selig sind die Armen, so wird da nicht die leibliche Armuth verstanden; jedoch hier wird dies nicht blos zu Verspottung der römischen Geistlichkeit, sondern auch der Schrift angewendet. Wenn ein Christ dieses geschrieben hätte, so würde er zugleich die wahre erforderliche Einfalt eines Christen erläutert haben.

Im zweyten Briefe heißt es: **Er ist ein strenger Gott, der scharf über seine Lehre hält**; eben hier wird gleichfalls der Spott über die Schrift verbreitet; da von dem Autor die Früchte derselben so schädlich beschrieben werden.

Im fünften Briefe lies, weil du lateinisch weißt, die Worte *Domine exaudi etc.* und damit dieser nicht über die Nonnen allein, sondern auch zugleich über die Worte der Schrift verbreitete Spott, von dem Leser ja nicht übersehen werden möchte, so wird solches geflissentlich wiederholet. Ueberhaupt, Freund, wird durch Spott nichts angerichtet, als Aergerniß und Haß.

Die Zeiten sind vorbey, wo man die Wahrheit nicht reden durfte, deswegen rede man ernsthaft. Das kann nicht seyn, wird man einwenden, das Wiener Publicum bezahlt keine trockene Wahrheit. Spotten und Belachen wird nur bezahlt, für die klare, liebe reine Wahrheit zahlt niemand keinen Kreuzer.

Dies, Freund, ist meine Meynung, zu dem ich noch hinzusetze, daß, hätte der Autor sich mehr gemäßiget, alle anstößige Anspielungen von kräftigen Stoßgebeten und andere niedrige Ausdrücke ausgelassen, und nicht mehr geschrieben, als er beweisen kann, wie er zum Beyspiele im zwölften Briefe gethan hat, so könnte man alles übrige übersehen. Wer aber alles, was wider die guten Sitten läuft, von andern aufzudecken sucht, muß selbst lasterhaft seyn. Dies ist eine Regel, nach der alle Vernünftige urtheilen. Diese Schamhaftigkeit trift man größtentheils sogar bey den tugend-

haften Heyden in ihren Schriften an, wie vielmehr sollten nicht Christen nach solcher streben, und sich aller wider die Ehrbarkeit laufenden Ausdrücke enthalten. Das heißt aber itzt artig! dies ist der jetzige feine Geschmack! das Gegentheil heißt hypochondrisch, traurig und melancholisch.

Dies ist, Sidi! die Meynung meines christlichen Freundes. Ich kann ihm als einem Christen nicht unrecht geben, daß er über seine Schrift viel hält, und so eigen über seine Religion ist. Allein, was gehet dieses uns an, wenn er nur unsern Koran in Ruhe läßt, er mag immer über seine Religion spotten wie er will. Vielleicht wird der Verfasser noch einmal ein eifriger Muselmann, oder wenn diese zwey Bücher von zweyen gemacht worden, treten sie noch wohl alle beyde zu uns über. Wenn ihnen nur das Abmessern nicht wehe thäte. Diese Furcht hält manchen davon ab; unser Mufti kann aber nicht dispensiren, er müßte sich denn mit dem Cadi gut einverstehen, daß der ihm nicht gar zu viel und gar zu stark abmesserte. Ich wünsche es aber nicht, sie möchten unsere Länder auch in das Geleis der Natur bringen wollen.

Indessen hier geht es nicht so, wie bey dem römischen Kaiser; obgleich viele im Geleis der Natur leben, so machen sie doch nur unter ihren be-

sten

sten Freunden ihre Proselyten. Gemeiniglich ist das Ende aller dieser Naturalisten auch nicht das beste; denn ehe sie ihr erstes Gebot: Sey glücklich, öfters noch erfüllet haben, und kaum anfangen, die Freuden der Welt zu genießen, stellet man über ihr gemachtes Glück billig die Untersuchung an, wie es möglich, daß sie so schleunig zu demselben gelangt. Sind sie so unbedachtsam gewesen, sich durch ihre Eigennützigkeit und Betrügereyen alles zu Feinden zu machen, so haben sie ganz sicher den Strick und die Confiscation statt des Genusses der Freuden, zu gewarten.

Nun, liebster Sidi! mache über alles, was ich dir übersende, deine Betrachtungen; sobald du alles durchlesen, und überdacht hast, so hoffe ich, daß du mir deine Meynungen darüber wirst bekannt machen. Schreib mir zugleich, wenn du gesonnen bist, deine Reisen zu endigen. Die Gottheit, so alles geschaffen, wolle dich bis dahin in ihren allmächtigen Schutz nehmen, und dich durch ihren Engel frisch und gesund zurück senden. Vergiß nicht deines auf deine Gegenwart sehnlichst wartenden Hamids.

Antwort des Sidi an seinen Freund Hamid.

Bester Hamid, den ich als meinen Vater verehre, dem ich die Bildung meines Herzens zu verdanken habe, dem ich alle mein Wissen schuldig bin, wie sehr hast du mich durch dein Schreiben erfreut! Ich wunderte mich über deinen großen Brief. Was, dachte ich, schickt mir wohl Hamid? Doch alles, alles, was von deiner Hand kommt, erfreuet mich.

O! Hamid, wie liebe ich dich! treuer Lehrer, ach warum kann ich dich nicht stets bey mir haben! Wie viel würde ich durch deine Gegenwart gewinnen, was ich itzt nur zur Hälfte nützen kann. Wie oft mangelt mir dein Unterricht, deine Erfahrung! Wir sind nur halb gelehrt, wenn uns Erfahrung gebricht. Aus wie vielen Zweifeln, Verdrießlichkeiten, Irrthümern, Verwirrungen und Sorgen hätte mich nicht dein großer, mit Belesenheit und Erfahrungen angefüllter Verstand heraus reißen können; wie viel tausendmal habe ich nicht an dich gedacht, und deine Gegenwart und Belehrung gewünscht. Aber ach, wie lange muß ich noch des Glücks dich zu sehen beraubt seyn? Ein stren=

strenger Befehl verbindet mich, zwey Jahre lang noch in den Europäischen Ländern zu verbleiben, um mir eine gute Kenntniß von allen Sprachen zu verschaffen, damit ich dem Staate bey allen Gesandtschaften als Dollmetscher dienen kann. Eine lange Zeit, mein Vaterland nicht zu sehen; aber eine kurze Zeit, dem Befehl des Staats ein Gnüge zu leisten. Bis dahin bitte ich das unerschaffene höchste Wesen, dich in guter Gesundheit zu erhalten, und ich hoffe, daß meine Bitten und mein Wünschen werden erfüllet werden.

Mein Gefährte aus der Insel Hainan, Namens Ning, den ich zu meinem Vertrauten gemacht habe, vertritt bey mir deine Stelle. Er liebet dich, ohne dich zu kennen, wenn ich ihm zuweilen von deinem mir gegebenen Unterricht erzehle. Er eröfnete den Pack, und seine Freude war sehr groß, etwas teutsches zu sehen. Er versteht die Sprache recht gut, weil seine Mutter eine Teutsche gewesen, und ich vermuthe sogar, er sey ein heimlicher Christ. Dein Lieblingsbuch, das neue Testament und noch etliche andere christliche Bücher, hat er stets bey sich. Dein Brief an mich rührte ihn sehr. Allein die beyden Bücher wollten ihm gar nicht gefallen. Er sagte stets, daß er zweifele, daß dieses Bücher von einem Christen wären. Er nannte sie leichtsinnig, böse und lieblos. Als er deine Meynungen las, glaubte er,

daß dein Urtheil in allem wohl nicht gegründet seyn möchte, denn die Zernichtung der Seele nach dem Tode konnte er in den Marokkanischen Brie- gar nicht finden.

Diesesmal mußte ich sein Mentor seyn. So bald ich ihn auf die Stellen verwies, wo der Schriftsteller hoffte und wünschte, daß die natürliche alle geoffenbarte Religionen verdrängen möchte, wo derselbe sein Glaubensbekenntniß oder vielmehr den vornehmsten Grundsatz der natürlichen Religion Sey glücklich vorbrachte, gab er dir in allem Recht, und er bat mich, ihm zu erlauben, daß er seine Meynung ganz kurz, über dieses Buch zu Papier bringen dürfte. Ich gab ihm beyde Bücher zu lesen, und darüber aufzusetzen, was er für gut finde. Unterdessen las ich deinen Brief und deine Meynungen über die an dich geschrieben seyn sollende erdichtete Briefe.

Ich kann nicht begreifen, wie man in einem so gesitteten Lande zugeben kann, mit Schimpfen und Spotten, mit der Erzehlung vieler schändlichen Dinge, Betrügereyen und Laster, öffentlich auftreten zu dürfen. Warum läßt man daselbst solches zu? Ich weis, daß diese Nation uns weit schlechter schätze, als das geringste, und allerdümmste Volk. Ich gestehe, daß wir in Wissenschaften und allen schönen Künsten fast alles noch von ihnen erst

lernen

lernen müssen; und uns nicht vieles oder mehreres rühmen können, als was uns die liebe Natur, und ein gutes Clima geschenket hat, und was sie nicht besitzen. Hingegen würde bey uns gewiß ein solcher Mensch, der einen oder wohl gar so viele beschimpfte, hart bestraft werden. Wofür haben wir unsre Cadis, bey welchen ich das begange Böse anklagen kann? Sie würden es gewiß bestrafen, und darauf Acht haben, daß solches Uebel nicht mehr geschehen dürfte.

Die Toleranz und die Fürsorge für Arme und Bedrängte, hat mir an dem Römischen Kaiser sehr gefallen. Er muß aber nicht wissen, daß die Leutchens in seinem Lande einander so beschimpfen und verspotten; und seine Cadis müssen darauf nicht achten. Aber Hamid, du sagest, es sey dies der Geschmack eines Volks, welches in der Residenz dieses großen und liebenswürdigen Monarchen wohnet. Du sprichst immer die Wahrheit: soll ich dir denn dieses auch glauben? Gewiß einem andern hätte ich kein Wort geglaubt. Wenn es die Wahrheit ist, daß dies der Geschmack des Volks eines so gütigen und menschenliebenden Monarchen sey; so möchte ich doch jemanden finden, der mir die Grundursache anzeigte, warum solches die Wahrheit nicht anders hören will, als wenn ihnen solche mit Spötterey, mit einer recht gehäßigen lächerlichen Art, und mit ziemlich harten Beschimpfungen vorgetragen wird.

Ein jeder hat, nach dem Charakter, den er besitzet, gewisse Pflichten zu erfüllen; und hat dafür eine gewisse Belohnung vom Staate zu gewarten. Nun mußten die Mönche gewisse Pflichten zu erfüllen haben; wenn sie solche bis jetzt erfüllet haben, so hat man ihnen nichts vorzuwerfen. Sind sie, und ihre bisher verrichteten Dienste dem Staate unnütz, oder wohl gar zur Last und zum Nachtheil, so mache man sie von ihren Pflichten frey, hebe ihren ganzen Stand auf, und sorge für ihren lebenslänglichen Unterhalt. Man kann dem Publicum ihre Fehler, ihre Mißbräuche, den Nachtheil, den sie dem Staat bisher verursachet, und ihre Unbrauchbarkeit bekannt machen, und sich dadurch rechtfertigen, indem man die Rechtmäßigkeit ihrer Aufhebung erweiset. Warum will man sie aber mit den Schimpfwörtern, Stinkthiere, Faulthiere, Schmutzhammel u. s. w. so zu sagen auspeitschen? Sie nennen uns Barbaren, für gesittete Völker scheint mir dieses mehr als barbarisch zu seyn. Ich liebe zwar die Schmeicheley nicht, allein ich muß gestehen, der Franzose übertrit selten den Wohlstand, wenn er seinen reifen Verstand hat; nur durch seinen Witz straft er empfindlich.

Liebster Hamid, ich habe viele moralische Bücher der Teutschen gelesen, und sie haben mir so sehr gefallen, daß ich die, die ich besitze, in unsere

re Muttersprache übersetzen will. Mein Freund Ning, wird mir hierin behülflich seyn.

Ein gewisser Rabner hat Satyren geschrieben, die sich zwar nicht für uns schicken, weil unsere Religion, Lebensart, Erziehung und Gebräuche, nicht der Europäer ihren gleich sind, diese hat er ganz übersetzt, und will sie unsern Sitten angemessener umändern. Dir wird dieses Buch bekannt seyn.

Eben kommt mein Freund, und bittet, daß ich ihm deine Meynungen über die Marrokkanischen Briefe communiciren soll, um solche gegen die seinigen zu halten. Ich gebe sie ihm, und bin neugierig, was er wird zu Papier gebracht haben.

Die Philosophie des Briefstellers scheinet mir ganz besonders. Haben vielleicht die Wiener eine andere Philosophie, als die übrigen Teutschen, oder die Franzosen?

Darf Moses Mendelsohn in Wien nicht gelesen werden, oder haben sie ihn vielleicht daselbst widerleget, oder nunmehr erwiesen, daß unsere Seelen sterblich sind? Das wäre mir nicht lieb; aber ich muß erst den Erweis lesen: denn Moses Mendelsohn hat mich ganz von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt. Ich habe ihn nach deinem Rath vielmal gelesen; und jedesmal entdeckte ich neue Wahrheiten, die ich vorher nicht bemerkt hatte.

Ich weis nicht, Hamid, ob andere Leute auch so schwer begreifen, als ich. Wenn ich Bücher, die von abstracten Dingen handeln, das erstemal lese, so glaube ich, ich weis und verstehe schon alles, was in dem Buche steht; lese ich es zum zweytenmal, so finde ich Stellen, die von mir beym ersten Durchlesen gar nicht bemerkt wurden, dies muntert mich auf, ein solches Buch so lange zu lesen, bis ich nichts neues mehr darinne finde. So ging es mir mit Mendelsohns Beweis von der Unsterblichkeit der Seele. Ich sage dir, mehr als dreyßig mal habe ich es gelesen, und ich lese es noch zuweilen, und allezeit freue ich mich, daß er mich überführt hat, daß ich zur Unsterblichkeit gebohren bin. Wenn jemand sagt, daß er ein Philosoph sey, und diesen Beweis von der Unsterblichlichkeit, nicht begreift; so glaube ich, daß er der Unsterblichkeit nicht werth sey.

Ich muß dir doch einen meiner Gedanken mittheilen. Ich weis wohl, daß er aus deiner Lehre floß; allein höre nur, und schreib mir deine Meynung. Ich denke, wenn meine Seele unsterblich ist, so muß sie auch zu einer gewissen künftigen Bestimmung unsterblich seyn. Unser Koran verspricht uns in jenem Leben viel Gutes, aber nur so viel Gutes, als wir durch unsere Tugenden und guten Handlungen verdienet haben. Die Juden und Christen sagen, daß ihr Gutes im künftigen Leben in

in der ewigen Anschauung des Allmächtigen von Angesicht zu Angesicht bestehen werde, und daß sie darinnen das allergröste Glück, aber auch ein unersättliches Vergnügen und Freude genießen werden. Dieses ist für mich recht angenehm, weil ein ununterbrochenes Vergnügen und Freude besser, als ein abwechselndes seyn muß: Doch in dem Lobe Gottes kommen wir alle überein.

Allein, wenn nur die Tugendhaften und die hier gute Handlungen üben und lieben, dahin gelangen sollen, so ist es doch wohl wahrscheinlich, daß die Bösen und Lasterhaften, da sie eben auch unsterblich sind, zur Strafe alle diese Freuden nicht genießen, sondern vielmehr eine große Bestrafung werden zu befürchten haben. Daher schließe ich, daß unsere Bestimmung nach unserm Tode, von dem Verhalten in diesem Leben abhänge. Wenn nun aber ich gleich viele gute als böse Handlungen in meinem Leben begangen hätte, so weis ich nicht, was ich mich sodann zu getrösten habe? denn es könnte seyn, daß ich eben zu einer solchen Zeit stürbe.

Ich weis wohl, daß du sagen wirst, wer in jenem Leben will belohnet seyn, soll auch den Lohn in diesem Leben verdienen, folglich soll ein solcher so viel Gutes thun, als nur immer möglich ist. Allein meine Frage wird dadurch nicht beantwortet,

weil hier Strafe und Belohnung sich einander aufheben.

Ning erzählet mir, die Christen müßten auch Gutes thun, wenn sie im Himmel kommen wollten; er sagt aber, sie glaubten, Christus sey für der ganzen Welt Sünde gestorben; daß aber der ruchloseste Christ nicht deshalb, weil er ruchlos gewesen, sondern weil er sein ruchloses Leben herzlich bereue und davon abstehe, durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden erhalten, und in jenem Leben ewig glücklich werden könne, wenn er auch so viel Böses gethan hätte, daß er nicht mehr im Stande wäre, so viel Gutes zu thun, daß solches das Böse überwiege.

Sieh Hamid, wenn das wahr ist, so sind die Christen weit glücklicher, als wir. Hingegen ist das auch erschrecklich, was er mir sagt, daß ein Christ, wenn er die ganze Lebenszeit fromm und tugendhaft gelebet, und nur auf eine kurze Zeit gottlos gewesen, und ohne Reue und Leid über seine Sünden plötzlich stirbt, alle Hoffnung selig zu werden verlieret.

Ning muß ein heimlicher Christ seyn, ich kann es mir nicht anders denken; allein er ist tugendhaft, und ich würde ihn ungerne verlieren. Er geht mir in allem mit Rath und That an die Hand, und ich habe stets an ihm einen wahren und treuen Freund gefunden. Ich schätze ihn

auch sehr hoch, weil ich vieles von ihm lerne. Da es ihm an nichts gebricht, sondern alles, was er braucht, im Ueberfluß erhält; so zeiget mir dieses seine uneigennützige große Liebe, die er zu mir hat, und welche ich nicht im Stande bin, genugsam zu erwiedern.

Eben kömmt er, und bringt mir seine Meynungen über die Marokkanischen Briefe. Hier sind sie:

Nings Meynung über die Marokkanischen Briefe.

Liebster Sidi, ich erfülle hiermit mein Versprechen, dir meine aufrichtige Meynung über die Marokkanischen Briefe zu sagen. Ich glaube nicht, daß diese Briefe in einem aufgeklärten Lande, vielweniger von einem Gelehrten geschrieben sind. Meine Gründe sind folgende:

Erstens. Weil sie nichts als Tadel fast ohne allen Beweis und Schlußfolgen enthalten, welches man von einem wahren Gelehrten nicht vermuthen kann. Der Verfasser rühmt sich, daß in seinem Lande Weisheit und Wissenschaften nicht theuer sind, zeigt aber beynahe in allen Briefen, daß seine Begriffe nicht einmal physicalisch und moralisch, vielweniger philosophisch richtig sind.

Da er der Meynung ist, daß in seinem Vaterlande die Weisheit deswegen in wohlfeilem Preise sey, weil man nicht nöthig habe, daselbst mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören, und mit eigener Nase zu riechen: so kann man nicht anders schließen, als dieser Briefsteller philosophire nur mit den Augen, Ohren, und der Nase. Er hat also auch fast nur mit fremden Augen gesehen, und mit anderer Leute Ohren gehöret; wie er aber mit andrer Nasen riechen kann, diese philosophisch practische Wahrheit ist ein Räthsel, und mag wohl noch keinem Cyniker eingefallen seyn. Hieraus kann man schon die Schlußfolge machen, daß seine philosophischen Grundsätze und Wahrheiten weder aus Ueberzeugung, Gewißheit, noch klar erwiesenen Gründen entstanden, sondern nur sinnlich, mechanisch und irrig, oder widersprechend seyn müssen.

Von den Widersprüchen will ich nur einige anführen. Im zweyten Briefe vertheidiget er den Satz, der erste Grundtrieb des Menschen sey ein Krieg aller gegen alle; mithin werde derselbe schon bösartig gebohren. Im zehnten Briefe aber beweiset er mit den Philosophen: ein Mensch könne von seiner Geburt an kein Bösewicht seyn, durch das Beyspiel vieler gutherziger Nichtchristen. Welches ist nun wahr?

Im zweyten Briefe tadelt er die Bevölkerungssucht der Monarchen, und im dritten Briefe findet er leere Felder und Werkstühle, welche noch vergeblich auf arbeitsame Hände harren, und schmält über das System der stehenden Armeen, die er für unnöthig und unnütz erklärt; allein im sechzehnten Briefe braucht er als Cosmopolit gute Gesetze und gute Armeen, um die Nationen zu regieren.

Zweytens hat er in den ersten Briefen sich als Staatsmann, und Cameralist ziemlich schlecht hervorgethan.

Drittens sind seine Begriffe und Tadel der Religion durch ganze zwölf Briefe ziemlich verwirrt; und er beweist klar, daß er nicht weiß, was Religion sey, weil er die Mißbräuche für die Religion selbst ansiehet. Es ist daher kein Wunder, daß er voreilig und unwissend schreibt, die Theologie sey eine privilegirte Schule aller Absürditäten. Bey ihm geb ichs zu, bey einem guten Theologen läugne ichs.

Viertens. Als wahrer Weltweise und tugendhafter Cosmopolit will er, nach seinem besten und vornehmsten Grundsatz, seine Glückseligkeit auf den Genuß der Freuden einschränken, da doch die größten Philosophen in Verfolgung, und Unglück sich stets standhaft bezeigen, und sich auch darinnen

nicht als unglücklich betrachten. Seine Nebenmenschen werden von ihm beschimpft, verspottet, und verachtet; da der wahre Weltweise solche mit Gelassenheit und durch erwiesene Wahrheiten, zu bessern sucht, und ihre Irrthümer und Mißbräuche nur lächerlich, oder abscheulich schildert, doch ohne Schimpf und Spott.

Fünftens. Er rühmet als Philolog die Stärke, die Reinigkeit der teutschen Sprache, und in seinen Briefen findet man weder Stärke noch Reinigkeit, da sie mit lauter türkischen, griechischen, lateinischen und französischen Wörteru angefüllet sind. Wenn er aber glaubt, daß dieses Reinigkeit bedeuten soll, daß er diese fremden Wörter mit teutschen Buchstaben drucken lassen; so hat er recht. Ob aber die teutsche Nation solches billigen werde, glaub ich nicht.

Bey den Franzosen muß er zum Gelächter werden, weil er in eben diesen Briefen ihrer spottet, und ihr Ansehen wegen ihrer Sprache verschwinden siehet; in welchen er doch selbst die teutsche Sprache mit lauter fremden Wörtern vermischt, und so gar den letzten Brief mit dem französischen Worte fetiren beschließt.

Sechstens. Zuletzt will er uns seine Fähigkeit in der Regierungskunst zeigen; giebt sich aber gar sehr blos, daß man leicht merken kann, daß seine Lei=

Leidenschaften befriedigen, und seine Weiber zu fetiren, seine Hauptgeschäfte seyn würde.

Ich habe nur überhaupt meine Meynung von diesem Buche sagen wollen, denn en detaille würde es viel zu weitläuftig ausfallen. Willst du diese Briefe mit Bedacht lesen; so wirst du finden, daß der Verfasser derselben kein Weltweiser, kein Staats- noch Kriegsmannn, kein Cameralist, kein Theolog oder Philolog seyn kann, und daß es unglaublich wäre, wenn eine aufgeklärte Nation an diesen Briefen Geschmack finden sollte.

Die Briefe aus Rom sind in eben dem Ton, und mit Spott und Verachtung ziemlich ausgeschmückt. Der Verfasser hat sich dadurch aus der Schlinge ziehen wollen, daß er solche andern andichtet. Es ist aber gewiß, daß weder ein Geheimschreiber des Pabstes sie geschrieben, noch ein Protestant sie herausgegeben hat. Nichts ist schändlicher, als wenn man auf anderer Leute Namen sündigen, und solche noch dadurch verhaßt machen will.

Ning.

Lieber Hamid! Ich übersende dir diese Meynungen meines Freundes, damit du daraus ihn einigermaßen kennen lernen mögest.

Schließlich berichte ich dir, daß der König von Preußen das Brustbild des gelehrten Juden Moses

Mendelsohn, durch einen sehr guten Künstler hat verfertigen lassen, welches er der Judenschaft zu dem Ende geschenkt, damit sie es in ihrer Schule aufrichten möchte. Die Aufschrift daran heißt: Moses Mendelsohn, die Unsterblichkeit lehrend, unsterblich wie er, der Lehre der Väter getreu. Ich habe diesen Monarchen schon wegen seiner großen Thaten, und wegen seiner Weisheit hochgeschätzet; nun muß man an demselben noch bewundern, daß er sich aller Orten unsterblich zu machen weis.

Ich schließe liebster Hamid! und empfehle mich deiner beständigen Freundschaft. Ning bittet, du wollest auch sein Freund werden, und verspricht mir, nach verflossenen zwey Jahren mit mir zu reisen: wie vergnügt wollen wir alsdann seyn. Ich bitte den Schöpfer Himmels und der Erden, dich bis dahin gesund und vergnügt zu erhalten; und in der Hoffnung, bald wieder etwas angenehmes von dir zu vernehmen, verbleibe ich

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

dein getreuster Sidi.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hamid

Hamids Meynungen über die Marokkanischen Briefe an seinen Freund Sidi

Leipzig 1785

Polem. 1218 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10945092-0
VD18 14832127-001